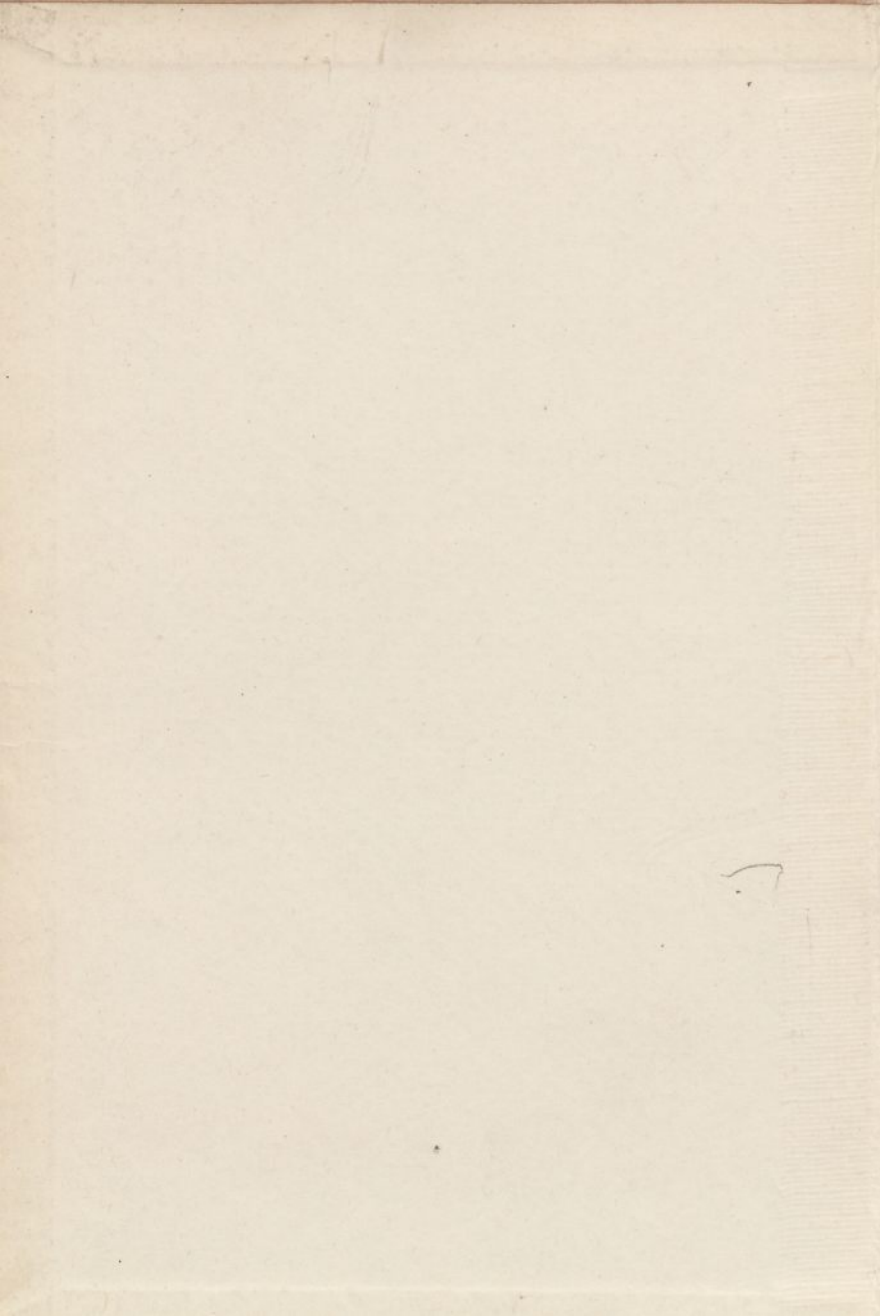


Historische Stadtbilder

Die Stadt
Danzig
Von
Erich Kenfer

POLITECHNICAL UNIVERSITY
Katedra architektury II.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart



8^o 5084
6

Erich Keyser / Die Stadt Danzig

~~POLITECHNIKA WROCLAWSKA~~
~~Katedra Architektury I~~

178-B

L. ins. 1286 S

POLITECHNIKA WROCLAWSKA
Katedra Historii Architektury

Historische Stadtbilder

~~POLITECHNIKA WROCLAWSKA
Katedra Architektury II.~~

6 ~~L. ins. III / 1 / 364~~

Die Stadt Danzig

Von Erich Keyser



~~POLITECHNIKA WROCLAWSKA
Katedra Architektury I~~

~~L. ins. III / 1 / 299~~

3156

Bücherei
der Staatl.
Baugewerkschule
Breslau

Mit einer Karte, einem Stadtplan, einer Stadtansicht
und sieben Grundrisszeichnungen

Deutsche Verlags-Anstalt / Stuttgart und Berlin
1925

Inhalt

Vorwort.....	7
I. Die Lage.....	11
1. Einleitung.....	11
2. Die Landschaft.....	15
3. Die Wirtschaft.....	18
4. Die Bevölkerung.....	29
5. Der Stadtstaat.....	35
II. Die Siedlung.....	48
1. Das Gelände.....	48
2. Die Entstehung der Stadt.....	53
3. Die Stadterweiterung des 14. und 15. Jahrhunderts	59
a) Die Neustadt.....	59
b) Die Vorstadt.....	61
c) Die Ansiedlungen am Bischofsberg und Hagelsberg	63
d) Die Speicher.....	66
e) Langgarten und Mattenbuden.....	69
f) Die Ordensburg.....	70
g) Das Hafelwerk.....	74
h) Die Altstadt.....	76
i) Die Jungstadt.....	82
k) Der Ausbau der Reichstadt.....	86
4. Die Bauwerke der Gotik.....	89
a) Die Befestigungen.....	89
b) Die öffentlichen Gebäude.....	93
c) Die Bürgerhäuser.....	98
d) Die Kirchen.....	101
5. Das Zeitalter der Renaissance.....	122
a) Die Festungswerke des 16. und 17. Jahrhunderts	122
b) Die Niederstadt.....	124
c) Öffentliche und bürgerliche Bauten.....	126
6. Barock und Rokoko.....	134
7. Zerstörung und Neubau im 19. Jahrhundert.....	138
III. Die Stadt als Kunstwerk.....	145
Register.....	159

Vorwort

Dieses Buch behandelt die Geschichte Danzigs in einer ganz bestimmten Richtung. Es will die Entwicklung der Stadt in ihrer räumlichen Gegebenheit und Bedingtheit erfassen, so, wie sie sich den Augen des Betrachters anschaulich darbietet und bildlich durch Karte oder Zeichnung dargestellt werden kann. Es liegt diesem Unternehmen die Auffassung zugrunde, daß die Beachtung der Beziehungen, in denen eine Stadt zum Raume 1. steht, und zwar nicht nur zum Grunde und Boden, auf dem sie errichtet wurde, und zur umgebenden Landschaft, sondern auch zu allen anderen räumlich gegebenen geschichtlichen Mächten, mögen sie nun andere Städte, Wirtschaftsgebiete, Länder, Völker oder Staaten sein, gewisse Grundgesetze ihrer Entwicklung und somit den Kern ihres Wesens genauer erkennen läßt. Ist es doch kein Zufall, daß die Stadt gerade an dieser Stelle entstand, und daß sie im Laufe der Zeiten häufig gleichartigen Schicksalslagen ausgesetzt gewesen ist. Die Gründung der Freien Stadt durch den Versailler Vertrag von 1919 war in mancher Hinsicht eine Wiederholung der Bestimmungen des Tilsiter Friedens von 1807. Der Drang Polens zum Meer ist fast ebenso alt wie sein staatliches Dasein; aber nicht minder ist Danzigs Widerstreben gegen jede Art von Verpolung eine der eigentümlichsten Züge seiner Geschichte. Diese scheinen daher in ihrer Beharrung oder Wiederkehr die Entwicklung Danzigs gleichsam von der Landkarte ablesbar zu machen.

Trotzdem würde ein solcher Versuch fehlgehen, wenn er das räumliche Nebeneinander bestimmter staatlicher, wirtschaftlicher oder kultureller Bewegungen nicht auch in ihrer zeitlichen Abfolge und in der Veränderlichkeit der Kräfte bedenken

wollte, die sich dann und wann in ihnen wirksam gezeigt haben. Es ist nicht angängig, die Verhältnisse der Gegenwart ohne weiteres auf die Vergangenheit zu übertragen und, um zu allgemeinen Schlüssen zu gelangen, die Lage der einen Stadt als übereinstimmend mit der Lage einer anderen zu erachten. So kann, um ein besonders häufig gebrauchtes Beispiel herauszugreifen, die Lage Danzigs an der Weichsel nicht etwa mit der Stellung von Antwerpen oder Amsterdam an der Rheinmündung verglichen werden, da, von anderen Gründen abgesehen, schon die Wasserverhältnisse, die Tragfähigkeit und Schiffbarkeit der beiden Ströme durchaus verschiedene sind. Obwohl der Einfluß der Weichsel auf die Entwicklung Danzigs nicht zu leugnen ist, machte er sich stets nur in zeitlicher und räumlicher Beschränkung geltend und war in seiner Auswirkung von so vielen Umständen abhängig, daß die Weichsel durchaus nicht zu allen Zeiten für die Stadt die gleiche Bedeutung gehabt hat und als der stete Grundpfeiler ihrer wirtschaftlichen Entfaltung angesehen werden kann. Das Verständnis der räumlichen Beziehungen, die Danzigs Handel, Politik und Kultur beeinflusst haben, setzt deshalb die genaue Einsicht in die geschichtlichen Wandlungen voraus, denen die Stadt nach diesen Richtungen hin unterworfen war. Historische und geographische Betrachtungsweise müssen sich verbinden, um die Bedeutung der Lage für eine Stadt, die wie Danzig den mannigfaltigsten Wechselfällen des Geschickes ausgesetzt war, begreiflich zu machen.

Die raumbezogene Auffassung der Danziger Geschichte wird neben der Lage vor allem der Siedlung eingehende Aufmerksamkeit widmen müssen. Haben doch in ihr alle Kräfte, die jemals in der Stadt wirksam gewesen sind, ihren sichtbarsten räumlichen Niederschlag gefunden. Der Entwicklung in die Breite, wie sie der Grundriß aufzeigt, kommt dabei dieselbe Bedeutung zu, wie der Entwicklung in die Höhe, die in dem Aufriße der einzelnen Gebäude zum Ausdruck gelangt. Die Siedlungsgeschichte Danzigs bildet deshalb den zweiten Hauptteil dieses Buches. Er ist besonders ausführlich gehalten, weil

in den bisherigen Darstellungen der Stadtgeschichte das Werden der Siedlung und die Entstehung der mit Recht weit gerühmten Bauwerke über Gebühr vernachlässigt wurden. Die vorliegenden Ausführungen stützen sich dabei auf umfangreiche, zum großen Teil noch nicht veröffentlichte Untersuchungen auf Grund der archivalischen Quellen und des Baubefundes, welche die Kenntnis der Danziger Baugeschichte vielfach auf völlig neue Grundlagen gestellt haben. Es muß der Zukunft überlassen bleiben, an anderem Orte das hier nur in großen Umrissen gegebene Gemälde in allen Einzelheiten näher auszuführen und zu begründen. Die innere Einrichtung der Gebäude, ihre künstlerische und kunstgewerbliche Ausschmückung wurden nur in Ausnahmefällen geschildert, da sie, für die Entwicklung der Malerei und Bildnerei von höchster Bedeutung, für die Kennzeichnung ihres stadtbildlichen Eindruckes unwesentlich sind. Für die allgemeine Entwicklung der Stadt sei auf mein Buch „Danzigs Geschichte“ verwiesen.

Von der Untersuchung der Siedlung ist schließlich die Frage nicht zu trennen, wie weit sie als Stadtganzen künstlerischen Wert besitzt; liegt doch in ihrer künstlerischen Planung und Wirkung die Eigentümlichkeit des Stadtbildes beschlossen. Soweit eine solche Darstellung sich nicht in rein ästhetische Betrachtungen verlieren soll, gilt es, zu diesem Zwecke die geschichtlichen Quellen mit besonderem Nachdruck auf die Geltung und Entwicklung städtebaulicher Gedanken hin zu durchprüfen. Stadtprospekte und Stadtbeschreibungen besitzen hierfür eine ähnliche Bedeutung, wie die Stadtpläne für die Geschichte der Siedlung.

So baut sich auf vielgestaltigen Unterlagen als steingewordene Geschichte das Bild der Stadt auf, in das alle Zeiten ihre Merkmale eingegraben haben und in dem doch, sofern ihre Mauern noch immer von lebendigem Blute durchströmt werden, alle einander widerstrebenden Kräfte unaufhörlich zu einer höheren Einheit geformt werden. Nicht mit Unrecht ist gesagt worden, daß, wenn die Menschen schweigen, die Steine reden

werden; sie zeugen in Danzig von dem Walten eines Schicksals, das so mächtig und sonderlich ist, so erhebend und niederdrückend und trotz alledem so einheitlich in seinem Verlaufe, daß die Geschichte dieser Stadt, von geradezu dramatischem Aufbau, einem Kunstwerke ähnlicher sieht als dem Erzeugnis so gegenfährlicher Bestrebungen, wie sie den Osten Europas zum Heil und Unheil der in ihm wohnenden Völker seit jeher zu durchzuden pflegen. So erwächst aus der Betrachtung von Danzigs Lage, Danzigs Siedlung und Danzigs Stadtbild jene Einsicht und jenes Bekenntnis, dem einst der Danziger Dichter Hans Hasentödter in den Worten Ausdruck verliehen hat:

ante alias, felix quas Prussia continet urbes,
exsuperans Gedanum nobile nomen habet.

Vor den anderen Städten, die das glückliche Preußen birgt,
ragt Danzig ruhmvoll empor.

Danzig, 30. Juni 1925

Erich Reyser

I. Die Lage

1. Einleitung

Wer in dem Süden oder Westen unseres deutschen Vaterlandes von der Ostmark spricht, pflegt nicht selten an eine einförmige Landschaft zu denken, in der die Eisenbahn weite Strecken nur wenig gewellten und spärlich bewaldeten Bodens durchfährt und die Flecken und Dörfer so weit auseinanderliegen, wie anderswo die Städte. Doch wer sich einmal aufgemacht hat, um mit eigenen Augen das Land wandernd zu erschauen, der ist regelmäßig überrascht von der Mannigfaltigkeit der Formen, unter denen kornbebaute Flächen und Hügelketten, Fluren und Forsten, Meeresküsten und Stromebenen ihm entgegentreten. Es sind zwar nicht die stark ausgeprägten Bilder süddeutscher Gebirgslandschaften, die hier die Aufmerksamkeit des Betrachters erwecken, sondern das Widerspiel von feineren Unterschieden der Oberflächengestaltung, der Bewässerung und Witterung, der Pflanzendecke und Tierwelt nötigt ihm zunächst Beachtung ab.

Aber wer genauer zusieht, vermag auch in der Tiefe verborgene, weit gewaltigere Gegensätze zu erkennen, die gerade in der Ostmark aufeinanderstoßen. Hier liegt die Grenze zwischen den geologisch so wichtigen Gebieten der großen russischen Platte und der saxonischen Scholle, welche die norddeutsche Tiefebene unterlagert; und auch die Grenze zwischen dem osteuropäischen Kontinentalklima und dem atlantischen Klima Westeuropas verläuft mitten durch Ost- und Westpreußen hindurch.

Wie die Landschaft, ist die Kultur des Landes der Gegensätze voll, die sich im Laufe der Jahrtausende in ihm ausgewirkt haben. Auch die Geschichte der Ostmark mag dem eintönig erscheinen, der an das bunte Gewirr der Staatenwelt des deutschen Mutterlandes zwischen Maas und Elbe gewöhnt ist, wo der Reisende früher fast alle Stunde an Schlagbäume stieß, die politische und kulturelle Einheiten voneinander trennten. Hier vermag nur tagelange Wanderung von Grenzpfahl zu Grenzpfahl zu führen. Denn von jeher hatten die Staatengebilde der Ostmark einen Umfang, dem nur ganz wenige der westdeutschen Mittelstaaten gleichzukommen vermochten. Weiträumigkeit bedingt aber allumfassende staatliche Gewalt. Der Staat des Deutschen Ritterordens, der mit den Herzögen von Pommern, den Königen von Polen und den Fürsten von Litauen jahrzehntelang in Streit gelegen hat, wird nicht mit Unrecht als das Vorbild des modernen Großstaates betrachtet; aus ihm heraus erwuchs im Herzogtum Preußen die Keimzelle des preußischen Staates und damit des Deutschen Reiches, das den Adler des Hochmeisters noch heute, wenn auch in verkümmelter Form, in seinem Wappen führt.

Die Gegensätze, welche die politische Entwicklung des deutschen Ostens durchwoben, waren deshalb auch nicht die Eifersüchteleien zwischen Stadt und Dorf, zwischen Bischof und Fürst, zwischen dynastischen Herrschern, sondern zwischen Völkern, die mit der ganzen ihnen zu Gebote stehenden staatlichen Macht aufeinanderprallten. Schweden und Polen, Russen und Deutsche haben sich um den Besitz des Landes gestritten, in dessen Geschichte Winrich von Kniprode neben Kasimir von Polen, Gustav Adolf und der Große Kurfürst, Zar Peter, Friedrich der Große und Napoleon ihre Namen eingetragen haben.

In einem solchen Lande ist Danzig entstanden, und es ist kein Zufall, wenn die Stadt, von Anfang an von größter Wichtigkeit für die angrenzenden Gebiete, sich zu einer Machtstellung emporringen konnte, die sie zu einem Staate unter Staaten ge-

macht hat. Alle Kräfte, die den deutschen Osten aufrüttelten, alle Gegensätze, die auf seinem Boden zum Austrag gelangten, haben auf Danzig eingewirkt. Es ist deshalb unmöglich, seine Entwicklung zu verstehen, ohne die Geschichte des ganzen Landes zu kennen, ohne sich die Bedingtheiten des Raumes zu vergegenwärtigen, dem die Stadt eingeordnet war.

Aber es ist eine weitere Eigentümlichkeit ihres Werdens und Wesens, daß dieser Raum niemals eindeutig bestimmt war. Er tritt dem rückschauenden Beobachter zunächst als die Landschaft entgegen, in der Danzig erwuchs und zu deren Teil es durch die Ausdehnung seiner Siedlungen im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr geworden ist; wird doch heute nicht mit Unrecht vielfach von einer Stadtlandschaft gesprochen. Diese Landschaft, welche die örtliche und wirtschaftliche Entwicklung der Stadt maßgebend beeinflusste, stimmte jedoch nicht mit dem Raume überein, auf dem sich Danzigs Handel abspielte. Die Stadt war zwar auch der wirtschaftliche Vorort ihrer näheren Umgebung, aber sie war weit mehr, der Sammelpunkt der wirtschaftlichen Kräfte von Ländern, Völkern und Staaten, die mit jener Landschaft nicht das geringste zu tun hatten. In gleicher Weise überdeckten die völkischen, geistig-kulturellen und staatlichen Verbindungen, in die Danzig eingeflochten war, wiederum ganz andere Räumlichkeiten. Sie verlangen somit, eine jede für sich, eine gesonderte Betrachtung, um die Mannigfaltigkeit und Eigenart der Danziger Geschichte aufzuzeigen und zu erklären. Denn ihre Besonderheit bestand im letzten Sinne gerade darin, daß an diesem Orte wie in dem Knoten eines vielmaschigen Gewebes alle die angedeuteten Gegensätze zu einer wunderbar verschlungenen Einheit verknüpft waren.

Diese Einheit kam aber nur deshalb zustande, weil die Danziger Bürgerschaft inmitten der sie umdrohenden Kämpfe stets ein hohes Maß von Selbständigkeit zu behaupten gewußt hat. Während sonst die Geschichte einer Stadt zumeist in den Zusammenhang der Geschichte des betreffenden Landes, in dem sie gelegen ist, eingefügt, zum mindesten einer jeden von ihnen im

Rahmen der allgemeinen deutschen Geschichte ein Platz angewiesen werden kann, ist dieses bei Danzig kaum möglich. Obwohl die Stadt aus dem deutschen Volkstum herausgewachsen ist, hat sie an den politischen Wandlungen des Mutterlandes nur selten teilgenommen. Aber auch im Verbande des Herzogtums Pommerellen, des deutschen Ordensstaates und der Krone Polen, mit denen sie nacheinander in engerer Beziehung stand, hat sie sich stets eine weitgehende Unabhängigkeit gesichert. Ihr Verhältnis zu ihnen wird vielmehr durch die Tatsache gekennzeichnet, daß sie gleichzeitig auch zu anderen Staaten nicht minder bedeutsame Verbindungen unterhalten hat.

So läßt sich die Entwicklung Danzigs in ein System gleichgerichteter, politischer oder wirtschaftlicher Bestrebungen der benachbarten Städte und Staaten nur schwer einordnen; nahm es doch schon seiner Entstehung nach eine ganz eigenartige Stellung ein, da es nicht nur die älteste aller Städte im Weichsellande war, sondern auch die einzige, die sich allein aus der Kraft des Bürgertums herausgebildet hat. Denn die Unterstützung, welche die ersten Danziger Siedler durch ihren pommerellischen Landesherrn erfahren haben, kann nicht im geringsten mit der Fürsorge verglichen werden, die Danzigs Nebenbuhlerin, Elbing, von dem Deutschen Orden zuteil geworden ist. Danzig war und blieb die Stadt des Bürgertums und einer rein bürgerlichen Kultur. Weder die Kirche, wie in Lübeck und Riga, noch ein Fürstenhaus, wie in Berlin und Stettin, haben auf die Entfaltung seiner Kräfte längere Zeit hindurch eine entscheidende Einwirkung ausgeübt; selbst die Bautätigkeit des Ordens ist in Danzig verhältnismäßig gering gewesen. Auch die soziale Schichtung der Bürgerschaft, soweit sie im Stadtbilde zum Ausdruck gelangt ist, war immer die gleiche; der weitblickende, vermögende Kaufherr, nicht der Ackerbürger und Handwerker, hat der Stadt sein Gepräge aufgedrückt.

Alle diese Umstände haben Danzig zu einem der eigenartigsten und eigenwilligsten Gemeinwesen gemacht, die auf

deutschem Boden zu finden sind; sie haben Danzigs Geschick in gutem und schlechtem Sinne verschuldet. Es war Danzigs Glück und Verhängnis zugleich, daß es in allem Aufschwung und bei allen Gefahren lezt hin stets nur auf sich selbst angewiesen blieb. Es hat wohl, wenn es anging, gelegentlich Bundesgenossen gehabt; Schicksalsgefährten hat Danzig niemals gefunden.

2. Die Landschaft

Unter den Kräften, die das Werden Danzigs beeinflusst haben, kommt der Landschaft eine hervorragende Bedeutung zu, nicht nur, weil die von ihr ausgehenden Wirkungen im Laufe der Zeiten verhältnismäßig am wenigsten sich verändert haben, sondern auch, weil sie am unmittelbarsten in Erscheinung treten. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Gegensätzen in dem vermeintlich so gleichförmigen Ostlande gerade an dem Orte, an dem Danzig entstanden ist, aufeinanderstoßen: das Meer, oder, wie der Rüstendeutsche sagt, die See, im Norden, die pommerellische Hochfläche im Westen und die Weichselniederung im Süden und Osten.

Gerade dort, wo diese drei Grundformen der Danziger Landschaft zusammentreffen, ist die Stadt gelegen. Ihre Bewohner waren daher gezwungen, sich von Anfang an mit ihnen auseinanderzusetzen und sie sich nach Möglichkeit dienstbar zu machen. Im Grunde genommen bildete jede von ihnen ein Verkehrshindernis.

Die Weichselniederung, erst allmählich durch die Ablagerungen der Weichsel in dem flachen Westteil des Frischen Haffs und späterhin auch mühsam durch Menschenhand dem Wasser abgewonnen, war ursprünglich ein so sumpfiges und verschilftes Gelände, daß es weder zu Fuß noch zu Schiff bequem durchquert werden konnte. Es war aufgelöst in eine Anzahl von Inseln, die im römischen Altertum nach einem auf ihnen wohnenden germanischen Volksstamm als Sepideninseln be-

zeichnet wurden. Die Weichsel mündete in mehreren Armen in dieses Sumpfland ein; nur hier und dort, im Ablauf der Jahrtausende an verschiedenen Stellen, vermochte der Strom sich eine Rinne auszuspülen.

Der wichtigste Deltaarm war in ältester Zeit die Rogat, die am Ostrande der Weichselniederung entlang ihre Gewässer ableitete. Gegenüber ihrer Einmündung in das Haff entstand der Handelsort Truso unweit des heutigen Elbing, während ihre Anschwemmungen mehr und mehr einen Teil des Haffs, den jetzigen Drausensee, von der offenen Wasserfläche abriegelten.

Aus dieser Wasserlandschaft heraus erhob sich im eigentlichen Sinne des Wortes nach der kunstvollen Eindämmung der Weichselarme durch die deutschen Siedler seit dem 13. Jahrhundert fruchtbares Saatland. Während das Haff mehrere Kilometer weit nach Osten abgedrängt wurde, so daß es für Danzigs Stadtbild kaum mehr von Bedeutung ist, bot sich der eingezwängte Weichselstrom als gesuchte Verkehrsstraße dar, nachdem er, was er an Breite eingebüßt, an Tiefe des Flußbettes und Strömung gewonnen hatte. Die ausgedehnten Flächen der Niederung lockten Bauern heran; Dorf reihte sich an Dorf, deren Bewohner die Erträge ihres Ackers und ihrer Viehzucht in der benachbarten Stadt gegen die Erzeugnisse des Gewerbefleißes gerne eintauschten. Obwohl sich somit das Verhältnis Danzigs zu der Landschaft, die sie im Osten begrenzte, allmählich grundlegend gewandelt hat, ließen sich die dortigen Verkehrsschwierigkeiten nicht völlig beseitigen.

Die Weichsel war zwar der Weg nach Osten und Süden, nach Elbing und Königsberg, wie stromaufwärts zwischen Preußen und Pommerellen hindurch nach Polen hinein; aber über das flache Land konnten Verbindungen erst in der letzten Zeit hergestellt werden, da die vielen, wenn auch eingedeichten Wasseradern die Durchlegung einer Straße oder einer Eisenbahnlinie von Danzig nach Marienburg oder nach Elbing erschwerten.

Das Weichsel-Nogatdelta bildete sich deshalb zu einer eigenartigen Landschaft heraus, die, von der Danziger Bucht durch den Dünenwall der Frischen Nehrung geschieden, sich wie ein nach Süden zugespitzter Keil in den ost-westlich streichenden uralisch-baltischen Höhenzug hineinschiebt. Den Siedlungen Danzig und Dirschau an seinem Südwestrande entsprechen Elbing und Marienburg im Südosten. Der Eintritt des eigentlichen Weichseltals in das Stromdelta wird dagegen durch keine Siedlung bezeichnet, da die häufigen Stromverlegungen an dieser Stelle eine Niederlassung als unzweckmäßig erscheinen ließen. Mewe, etwas weiter oberhalb an der Einmündung der Ferse in die Weichsel gelegen, kann nur in beschränktem Sinne für diese Rolle in Anspruch genommen werden.

Dieser Tiefebene lagern sich im Westen die pommerellischen Höhen vor, deren Abhänge gerade bei Danzig fast unvermittelt an hundert Meter abfallen und daher den Eindruck der „Berge“ bei den Einheimischen verstärken. Auch diese Landschaft ist unwegsam. Ihre wellige Oberfläche, die Ablagerung der gewaltigen Gletscher der Eiszeit, ist vielfach bewaldet und mit Seen und Mooren bedeckt. An ihrem Rande ist sie von zahlreichen kleinen Gewässern zerfurcht, deren Talungen lediglich einen beschränkten Verkehr in das Innere des Landes vermitteln. Nur im Norden und Süden öffnen sich breitere Straßen. An der Küste der Danziger Bucht entlang führt der Weg durch das Urstromtal von Neustadt und Lauenburg, das jetzt der Rheda- und Lebafluß dürftig ausfüllen, nach Hinterpommern; doch bevorzugte der Verkehr, um der Enge von Zoppot zu entgehen, früher die Straße über Oliva, Dennemörse und Wukfow nach Stolp, jenen Weg, den Daniel Chodowiecki in seinem Reisetagebuch von Berlin nach Danzig so anschaulich geschildert hat. Im Süden der Stadt leitet das Radaunetal von Praust aus in die Mitte der Raschubei hinein, die ihre höchste Erhebung im Turmberg mit 331 Metern erreicht und in der die alten Klosterorte Zuckau und Karthaus liegen. Aber es ist für die Beurteilung der Verkehrsverhältnisse dieser Landschaft bezeich-

nend, daß sie auch heute nur erst stellenweise durch Kleinbahnen dem Verkehr geöffnet wird, da die Eisenbahnlinie Danzig-Stettin sie im Norden und die Strecke Schneidemühl-Dirschau im Süden umgeht.

Nur im Norden Danzigs ist offenes Gebiet: die See. Die Danziger Bucht ist eine jener wenigen Stellen an der deutschen Ostseeküste, die genügende Tiefe unweit des Strandes und hinreichenden Schutz vor den gefürchteten Weststürmen aufweist, so daß sie selbst den größten Schiffen bequeme Annäherung gestattet. In weitem Bogen legt sich als schirmender Arm die Halbinsel Hela ihr vor, und wenn es die Geschichte nicht schon erwiesen hätte, würde an der ganzen Küste von Lübeck bis nach Riga kein günstigerer Platz zur Anlage von Schiffahrtsstationen zu finden sein, eine Gunst der Lage, die durch die Mündung der Weichsel gerade an dieser Stelle noch verstärkt wird. Vor der Nordsee hat die Ostsee überdies den Vorzug, daß Ebbe und Flut sich kaum bemerkbar machen, so daß der Küstenverkehr unbehindert erfolgen kann. Der geringere Salzgehalt erleichtert zwar das Zufrieren im Winter; doch machen sich bis nach Danzig die Wirkungen des atlantischen Klimas noch so weit geltend, daß die völlige Vereisung der Bucht zu den Seltenheiten gehört und in jedem Jahrhundert nur zwei- bis dreimal zu geschehen pflegt. So ist es in den landschaftlichen Verhältnissen begründet, wenn das Danziger Gebiet im Laufe der Zeiten mehrfach gerade von der See her, von Norden, aufgeschlossen wurde.

3. Die Wirtschaft

An Ackerland arm, ohne Bodenschätze, von waldbedeckten Höhen und weiten Wasserflächen umgeben, besaß das Danziger Gebiet ursprünglich keine sonderliche Anziehungskraft. Selbst der Bernstein war an seiner Küste spärlicher zu finden als auf der Nehrung und im Samland. Nur der Fischfang mochte einige Ansiedler ernähren. Trotzdem weist schon die vorge-

schichtliche Zeit reiche Fundplätze in dieser Gegend auf. Den römischen Geographen zu Beginn der christlichen Zeitrechnung waren die an der Weichselmündung wohnenden germanischen Völkerstämme wohl bekannt; auch in der schriftlichen Überlieferung, die um die Wende des ersten nachchristlichen Jahrtausends einsetzt, tritt wiederum der Bezirk von Danzig vor allen anderen in Altpreußen in Erscheinung. Er muß somit andersartige Vorzüge der Lage aufgewiesen haben, welche die Ungunst der Landschaft vollauf ausglich.

Diese Vorzüge waren und sind in der Grenzlage Danzigs zu bedeutsamen wirtschaftlichen und völkischen Gebieten begründet. An der Grenze zwischen Stromland und offener See nahm es seit jeher eine Mittlerstellung zwischen den Kulturen ein, zu denen jene hinführten.

Wie die Bodenfunde bezeugen, haben schon zur jüngeren Steinzeit engere Beziehungen zu dem westlichen Becken des baltischen Meeres bestanden und schriftliche Quellen überliefern in gleicher Weise, wie die germanischen Stämme der Rugier, Goten und Burgunden um Christi Geburt von Skandinavien her zu Schiff die Weichselmündung erreicht haben; sie breiteten sich weithin über das Innere des Landes aus. Nachdem diese ostgermanischen Stämme zur Zeit der Völkerwanderung teilweise nach Süden und Westen abgerückt waren, fanden ihre Seefahrten eine Fortsetzung in den Zügen der Wikinger und Dänen, die gleich ihnen über gewisse Küstenstrecken ihre Herrschaft aufzurichten vermochten, vor allem aber durch die Anlage von Handelsstationen diese Gegenden sich dienstbar machten. Sogar am Drausensee und bei Mewe sind Wikingerschiffe ausgegraben worden. Ein Jahrtausend später haben die Schweden in den Kriegen Gustav Adolfs gegen Polen zu gleichen Zwecken Zollstationen an der südlichen Küste der Ostsee errichtet. So stand das Gebiet von Danzig nach wie vor mit dem Norden und Nordwesten Europas in engstem Zusammenhang. Die Weichsel hat dagegen auch in den Zeiten, als slawische Stämme sich dem Meere zu nähern begannen, zunächst weit

mehr die Grenzscheide gegen die baltisch-aistischen Stämme im Osten, als einen Verbindungsweg nach dem Süden gebildet. Der früheste Handel Polens wandte sich, dem Urstromtal der Neße und Warthe folgend, der Odermündung zu.

An jene uralten west-östlichen Verkehrsbeziehungen knüpften die hansischen Kaufleute an, als sie nach der Begründung Lübecks als deutscher Stadt im Jahre 1143 ihre Schiffe ostwärts zu steuern angingen. Auch sie legten zunächst an den günstigsten Stellen nur Handelsfaktoreien an, in Wisby auf Gotland, in Riga und Reval und im fernen Nowgorod. Aber auch an der Weichselmündung, und zwar auf dem Boden der späteren Stadt Danzig haben sie bereits im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts eine Marktsiedlung errichtet. Trotzdem wäre durch sie in der Wirtschaftslage Danzigs wahrscheinlich nicht viel geändert worden, wenn nicht diese Deutschen ganz anders als einst ihre normannischen Vorgänger mit einer der bedeutendsten Bewegungen der europäischen Geschichte zu ihren Gunsten hätten rechnen können.

Waren doch ihre Seefahrten nur ein Glied in der Kette jener gewaltigen Kolonisationspolitik, der sich das deutsche Volk nach dem Scheitern der Kreuzzüge und nach dem Untergang der deutschen Kaiserherrlichkeit mit einer erstaunlichen Jugendkraft zu widmen unternahm, einer Kolonisation, die, genau wie es in der Gegenwart der Fall ist, in gleicher Weise auf Handel und Siedlung eingestellt war. Der deutsche Kaufmann jener Zeit holte sich aus den schier endlosen Gefilden des ursprünglich schwach bevölkerten Ostens die Nahrungsmittel und Rohstoffe für das heimische Gewerbe, die ihm in Altdeutschland in wachsendem Maße zu fehlen begannen. Der deutsche Landmann, mochte er Bauer oder Gutsbesitzer sein, suchte ebendort Land zu erneuter Ansiedlung, nachdem der Westen durch die Veränderung der Wirtschaftsverfassung den nachkommenden Geschlechtern kein befriedigendes Betätigungsfeld mehr darbot. Im engen Verein mit diesen Bemühungen erstrebte der deutsche Mönch und Priester die Gewinnung der wendischen

Völkerschaften östlich der Elbe und Oder für den christlichen Glauben und deutsche Gesittung. Dabei pflegten sich die verschiedenen Seiten dieser Kolonisationspolitik zu durchdringen: die Geistlichkeit siedelte Bauern und Händler an, die Kaufleute gründeten in Märkten und Städten Kirchen und Klöster.

Das Weichselgebiet wurde zur See und zu Lande an den deutschen Wirtschaftsraum angeschlossen. Die Fülle der Siedler, die sich über das Land zwischen Oder und Weichsel, und seit dem Auftreten des Deutschen Ritterordens auch zwischen Weichsel und Pregel ergoß, brachte gesteigerte Wirtschaftsbedürfnisse mit und hob dadurch Handel und Verkehr. Indem der Orden gerade die Weichsel zur Grundlage seiner militärischen Unternehmungen und der kulturellen Durchdringung des Preußenlandes erwählte, erteilte er erstmalig dem Strom einen Wert, der seine einstige Bedeutung unter den Verhältnissen der Vorzeit völlig in Schatten stellte. Das Weichseltal zwischen Thorn und Danzig, das seiner Entstehung und Gestaltung nach seit jeher sich von dem oberen Weichsellause unterschied, bildete sich fortan auch zu einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit heraus.

Damit wurde aber auch das Mündungsgebiet der Weichsel mit dem Hinterlande in eine viel engere Verbindung gebracht, als sie jemals zuvor bestanden hatte. Indem Küstenfahrt und Binnenhandel ineinander übergingen, wuchs die alte Siedlung Danzig, die gerade an der Kreuzung dieser Verkehrswege gelegen war, zu einzigartiger Machtstellung empor. Danzig wurde zum unumschränkten Umschlagsort des gesamten Warenaustausches zwischen Ost- und Westeuropa. Es wurde damit zugleich zum Zielpunkt der Machtkämpfe aller angrenzenden Staaten.

Bereits im Jahre 1248 ließ sich der Deutsche Orden vom Herzog Swantopolk von Pommerellen das Vorrecht zustehen, daß alle über Danzig weichselaufwärts verfrachteten Waren, die für seinen unmittelbaren Gebrauch bestimmt waren, zollfrei sein sollten. In gleicher Weise wurde der Handel

Lübeck in Danzig gefördert; 1263 wurden die Lübecker ausdrücklich von den Auswirkungen des Strandrechtes befreit, und 1298 erhielten sie die Erlaubnis zur Errichtung eines eigenen Kaufhauses. So dehnte sich bereits im 13. Jahrhundert Danzigs Wirtschaftsraum von der mittleren Weichsel bis zur Trave aus; er erfuhr eine wesentliche Ausdehnung, als nach dem Aussterben des pommerellischen Herzogshauses im Jahre 1294 und jahrelangen Kämpfen um seine Nachfolge Pommerellen und mit ihm Danzig 1308 dem Ordensstaate eingegliedert wurde.

Die Verbindung Danzigs mit dem Deutschen Ritterorden wurde die Ursache für die blühende Entwicklung, die sein Handel in den folgenden Jahrzehnten erlebte. Im Schutze der starken Militärmacht konnte der Kaufmann ungestört in die Fremde reisen und vermochte jetzt auch Beziehungen zu dem reich besiedelten Preußenlande jenseits der Weichsel aufzunehmen. Zunächst stieß der Danziger Handel zwar auf den Widerstand der dort gelegenen Handelsstädte; denn wie Thorn den Verkehr mit Polen, Schlesien und Ungarn beherrschte, pflegte bisher die überseeische Einfuhr in das Ordensgebiet über Elbing zu erfolgen. Trotzdem gelang es den beharrlichen Bestrebungen Danzigs, fast den gesamten Ostseehandel des Ordensstaates zu sich herüberzuziehen und die anderen Weichselstädte wirtschaftlich an sich zu fesseln. In gleicher Richtung wirkte folgender Umstand.

Die enge Verbindung, in der Danzig seit seiner Begründung als deutscher Marktsiedlung mit lübischer Schifffahrt und damit auch lübischer Politik gestanden hatte, war der Anlaß, daß seine Bürgerschaft, vom Orden unterstützt, zum mindesten kaum gehindert, an den Unternehmungen der übrigen deutschen Handelsstädte an der Ost- und Nordseeküste lebhaften Anteil nahm. Gerade diese politische Selbständigkeit, die der Stadt erlaubte, sich nicht auf die Ordnung der inneren Angelegenheiten zu beschränken, sondern sich sogar gelegentlich gegen den Willen des Hochmeisters an auswärtigen Kriegen zu beteiligen, war mit eine der Grundfesten seiner künftigen

Entwicklung. Der Bürger durfte nach bestem Wissen und auf eigene Verantwortung sein Schicksal schmieden. Handel und Handwerk hatten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch ausschlaggebende Bedeutung.

Schon im 13. Jahrhundert hatten sich die Städte in Preußen, Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Westfalen bis weit in das Binnenland hinein zu mehr oder minder engen Vereinigungen zusammengeschlossen, um über die Förderung ihres Handels zu beraten und ihren Gegnern diplomatisch oder auch kriegerisch gemeinsam entgegenzutreten. Diese Bewegung wurde verstärkt durch das Bedürfnis der Niederlassungen der deutschen Kaufleute im Auslande, der Kontore im Stahlhof zu London, auf der Deutschen Brücke zu Bergen in Norwegen, in Nowgorod und in Brügge, sich in ihrem Kampf um die Vormacht des deutschen Handels in den einzelnen Ländern auf ihre Mutterstädte zu stützen.

Lübeck erlangte schon frühzeitig die Führung. In seinen Mauern versammelten sich die Abgesandten der Städte, in seinen Hafen mündete der gesamte Ostseeverkehr ein, um zunächst über Land nach der Elbemündung, später durch Sund und Rattegatt der Nordsee zugeleitet zu werden. Auch für Danzig war Lübeck deshalb für lange Zeit der Vorort. Lübisches Recht hat hier, wenn nicht schon seit der Zeit um 1224, so doch sicher zwischen 1263 und 1295 gegolten. Auch die älteste Danziger Eigenschiffahrt dürfte sich zunächst nur bis zur Trave-mündung erstreckt haben.

Erst die Einführung der Umlandfahrt um die jütische Halbinsel eröffnete weitere Bahnen. Die Friesen begannen am Ende des 13. Jahrhunderts die unmittelbare Frachtschiffahrt zwischen der flandrischen Küste und den Stapelplätzen des Ostens aufzunehmen. Auch in Danzig ließen sich Flamen nieder, und schon für 1306 ist sein Handel nach Brügge bezeugt. In gleicher Weise nahm die Stadt an den Unternehmungen der deutschen Städte in Rußland teil. Sie gehörte zu den Orten, die 1295 der Verlegung des Nowgoroder Obergerichts von Wisby nach Lübeck zustimmten.

Es ist somit keine Frage, daß Danzig von jeher zu den Städten gehört hat, die späterhin als die Städte von der deutschen Hanse bezeichnet wurden; es hat an der Entwicklung dieser Hanse selbst bedeutungsvoll mitgewirkt. Deshalb trifft es auch nicht zu, wenn vielfach unter Hinweis auf die Tatsache, daß Danzig erstmalig im Jahre 1361 einen Rats Herrn zu einem Hansetag geschickt hat, die Ansicht vertreten wird, es habe zu den jüngeren Hansestädten gehört. Diese Auffassung übersieht, daß überhaupt erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts allgemeine Hansetage in der Form in Aufnahme kamen, in der sie im 15. und 16. Jahrhundert zu größter Berühmtheit gelangt sind. Im Jahre 1358 wurde zum ersten Male eine Urkunde von den „Städten von der deutschen Hanse“ ausgestellt, also der unter diesem Namen erfolgte, in seinen Anfängen aber schon seit langem bestehende Zusammenschluß jener Städte, die an dem geschilderten ost-westlichen Warenaustausch beteiligt waren, nach außen hin bekundet. Danzig ist seit 1376 auf den Hansetagen meist vertreten gewesen und hat bereits bald die Führung der preußischen Städte übernommen. Beim Frieden zu Stralsund 1370 erhielt es zusammen mit ihnen eine eigene Witte, einen Handelsplatz, in Falsterbo auf Schonen zugewiesen. Auch gelangte seine Bedeutung für den baltischen Umschlagverkehr darin zum Ausdruck, daß 1390 der Ältermann der englischen Kaufleute, die in der Ostsee Handel trieben, gerade in dieser Stadt seinen Sitz aufschlug.

In jener Zeit war Danzigs Handel über den engeren Bereich des Baltischen Meeres bereits beträchtlich hinausgewachsen. An der Stelle von Lübeck war Brügge zum Haupthandelsplatz für den hansischen Verkehr im Westen geworden. Osterlinge und Westerlinge trafen am Swin zusammen. Es bedeutete einen weiteren Fortschritt auf dem Wege zur Eroberung des damaligen Welthandels, wenn die Danziger Schiffe die unmittelbare Fahrt nach den Weststaaten aufnahmen, ohne sich der Vermittlung der Niederlande zu bedienen. Schon 1379 kehrte ein Schiffer aus Vigo in Nordspanien zurück. Das 15. Jahr-

hundert brachte diesen Fahrten an die atlantische Küste Europas entscheidende Entwicklung. Im 16. Jahrhundert bildeten sie, deren Ziel die Bai von Biskaya, die Küsten von Portugal und Spanien und schließlich auch die Gesteade Italiens waren, neben dem hergebrachten Warenabsatz in Skandinavien, Flandern, Holland und England das Rückgrat des Danziger Handels. Selbst bis nach Ostindien und Südamerika drangen einige Kapitäne vor.

Diese Ausbreitung der Danziger Handelsbeziehungen war aber nur möglich, weil sie seit dem Beginn des 15. Jahrhunderts auch aus einem größeren Wirtschaftsgebiet gespeist wurden. Nachdem Großfürst Witowd von Litauen 1398 mit dem Deutschen Orden einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, legten die preußischen Städte in Rowno ein eigenes Kontor an, das der Aufsicht des Danziger Rates unterstand. Es vermittelte den Vertrieb der baltischen Erzeugnisse, vor allem von Wachs, Leder, Asche und Hanf nach dem Westen über Danzig, wobei die Verschiffung der Waren zumeist auf den weniger gefährlichen Binnenwasserstraßen über das Kurische und Frische Haff erfolgte. Als Gegenwert wurde dort in großem Umfange das dem Osten fehlende Salz eingeführt, das zunächst aus Lüneburg bezogen wurde, bis in späterer Zeit das französische Salz von der Westküste Frankreichs durch die Baienfahrten der Danziger zu einer gesuchten Handelsware wurde.

Dieser Ostwestverbindung trat seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine nicht minder wichtige Südweststraße zur Seite. Zwar hatte Danzig schon im Jahrhundert zuvor mit den polnischen Gebieten von Masowien und Kujawien einen gewissen Verkehr unterhalten; doch trat seine Bedeutung hinter der Ausfuhr aus dem Ordenslande durchaus zurück. Erst der wirtschaftliche und kulturelle Aufschwung, den Polen durch seine politische Vereinigung mit Litauen 1386 und seinen Sieg über den Orden 1410 erfuhr, hoben Handel und Wandel an der oberen Weichsel, so daß fortan von dort wie aus den Bezirken

am Narew und Bug Getreide und Holz in wachsendem Umfange bezogen werden konnten. Für die weitere Ausgestaltung dieses Verkehrs, der jedoch zu allen Zeiten hinter der Ausfuhr aus Pommerellen und Ostpreußen nicht unwesentlich zurückblieb, war der Umstand entscheidend, daß durch die Besetzung von Konstantinopel durch die Türken im Jahre 1453 der Bezug des südrussischen Getreides den süd- und westeuropäischen Staaten gesperrt wurde; sie waren daher gezwungen, sich seitdem auf einem anderen Wege den Zugang zu den unererschöpflichen und unentbehrlichen Kornkammern des Ostens zu erschließen. Es war Danzigs Glück, daß der nächste und bequemste Weg zu ihnen hin über die Weichselmündung nach Polen und Ruthenien hinein führte. Danzig wurde dadurch noch mehr als zuvor zum Sammelpunkt des ost-westlichen Handels, und es ist mehr als eine fruchtlose Zahlenspielerlei, wenn die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, wie Reinhold Curicke, gerne darauf hinwiesen, daß die Stadt von Wilna, Stockholm, Lübeck, Leipzig, Breslau und Krakau je 80 Meilen weit entfernt und somit in der Mitte des gesamten Ostlandes gelegen wäre.

Erst die Rückgewinnung der Gebiete um Riew und Smolensk durch Rußland im Frieden von Andrusow 1667 hat Polen den Besitz seiner kornreichsten Gebiete entzogen und deshalb auch auf den Weichselhandel nachtheilig eingewirkt. Die Öffnung des Bosphorus am Ende des 18. Jahrhunderts und die Begründung neuer Handelsplätze am Schwarzen Meer, wie Odessa, das in gewissem Sinne bei der Getreideversorgung Westeuropas die Rolle Danzigs übernahm, hat dann vollends den Verkehr auf der oberen Weichsel zu derselben Zeit lahmgelegt, als die schwedisch-polnischen Kriege und das Vordringen Rußlands an die Ostseeküste den baltischen Handel Hollands und Englands auf das schwerste erschütterten. Nur noch einmal, während des Krimkrieges, als wiederum die Dardanellen gesperrt waren, hat der Verkehr Danzigs nach den südrussischen Gebieten eine vorübergehende Belebung erfahren.

Inzwischen hatte jedoch auch der Danziger Eigenhandel bereits eine wachsende Einschränkung erlitten, da er seit dem 16. Jahrhundert der holländischen und englischen Reederei zu erliegen begann. Denn wenn auch die Danziger Flotte an Sonnenzahl keinen wesentlichen Rückgang aufwies, so trat die Danziger Flagge im Hafenverkehr mehr und mehr hinter den fremden Flaggen zurück. Es war die Folge der zunehmenden politischen Zersplitterung und Entkräftung des Deutschen Reiches.

Während im Auslande überall kräftige Staaten emporwuchsen, deren Regierungen den Handel ihrer Untertanen emsig förderten, vermochten die deutschen Hansestädte dem Machtstreben ihrer Territorialherren, die ihren Bestrebungen keine entsprechende Hilfe gewährten, nicht zu widerstehen oder fielen sogar in dem Kampf um ihre Unabhängigkeit den siegreich vordringenden fremden Mächten zum Opfer. Mußte sich doch auch Danzig in dem dreizehnjährigen Kriege (1454 bis 1466) der preußischen Stände gegen den Deutschen Orden, um seine Freiheit fester zu begründen, der Schutzhohheit des Königs von Polen unterstellen. Gleichzeitig erfolgte die Aufhebung der hanasischen Vorrechte im Auslande. Die deutschen Kontore wurden gewaltsam geschlossen oder gingen allmählicher Auflösung entgegen. Es war das Ende der Hanse, das heißt des freien deutschen Außenhandels, der Beherrschung der Meere durch den deutschen Schiffer, der zugleich Reeder und Händler war, als die Küsten Livlands und Kurlands und schließlich im Gefolge des Dreißigjährigen Krieges auch die Mündungen der Oder und Elbe unter polnische oder schwedische Herrschaft fielen.

Trotzdem war der hergebrachte ost-westliche Warenaustausch mit dieser Ausschaltung der deutschen Schifffahrt zunächst noch nicht tödlich getroffen. Auch die Entdeckung Amerikas hat die Bedeutung des Ostseeverkehrs nicht irgendwie lahmgelegt, sondern ihn, wie gerade der Handel Danzigs noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts bezeugt, gefördert. Erst als am Ende des 18. Jahrhunderts und dann nach der Beendigung der Napoleo-

nischen Kriege aus den neugewonnenen Kolonien in Amerika, Afrika und Asien West- und Mitteleuropa die gewünschten Rohstoffe und Nahrungsmittel zugeführt wurden, begannen die Waren Osteuropas überflüssig zu werden.

Die Lagerung der Welthandelsstraßen erfuhr damals eine durchgreifende Umgestaltung. Damit war aber auch Danzigs Mittlerstellung in jenem Ost-Westverkehr auf das stärkste gefährdet. Ihre alte Bedeutung war nicht wiederherzustellen, da Osteuropa im Wirtschaftsgefüge des Erdteils niemals wieder die Rolle einzunehmen vermochte, die es zwischen dem 12. und 18. Jahrhundert gespielt hatte. Trat doch auch die zunehmende Industrialisierung von Polen und Rußland der Ausfuhr von Rohstoffen und Lebensmitteln aus diesen Gebieten hindernd in den Weg, ganz abgesehen davon, daß aus politischen Gründen die noch entbehrlichen Waren nicht mehr über die Weichsel, sondern über die Küsten der russischen Ostseeprovinzen oder das Schwarze Meer verfrachtet wurden.

Der Wirtschaftsraum Danzigs erlitt somit eine Rückbildung, die ihn seinem Umfang etwa zur Ordenszeit annäherte. Wenn trotzdem die Menge der über Danzig geleiteten Waren um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert den besten Zeiten des Danziger Handels entsprach, so beruhte dieser Aufschwung, der die Entwicklung Danzigs zur Großstadt ermöglichte, auf der weit stärkeren Bebauung und Bevölkerung des westpreußischen Hinterlandes, die der Tätigkeit der preußischen Regierung seit den Tagen Friedrichs des Großen zu verdanken war. Die Weichsel trat dabei trotz ihrer Regulierung als Handelsstraße mehr und mehr zurück, da das über die Provinz verteilte Eisenbahnnetz einen weit schnelleren Warenabsatz gestattete, zumal der arg vernachlässigte Zustand der Stromstrecke auf den russisch-polnischen Gebieten Flößerei und Schleppschiffahrt nahezu völlig unterband. Die mangelhafte Entwicklung der Länder an der oberen Weichsel, die bis in die letzte Zeit hinter dem Westen bedeutend zurückblieben, hat aber nicht nur die Weichsel ihrer einstigen Stellung als Rückgrat des osteuro-

päisichen Wirtschaftsraumes beraubt, sondern auch den Wert der anliegenden Städte je länger je mehr gemindert. Trotz ähnlicher wirtschaftlicher Lage vermag weder Danzig den Vergleich mit Antwerpen, noch gar Thorn den mit Köln oder Frankfurt aufzunehmen.

4. Die Bevölkerung

Den wirtschaftlichen Verbindungen standen die mannigfachen völkischen Beziehungen zur Seite, mit denen Danzigs Bürgerschaft sich seit alters abfinden mußte; hatte doch der Danziger Bezirk schon vor der Begründung der Stadt unter den Völkerschaften des Ostens eine wechselvolle und eigenartige Stellung eingenommen. In den frühesten Zeiten waren, wie erwähnt, an der Weichselmündung germanische Stämme ansässig gewesen, die einen lebhaften Verkehr mit dem großen nordischen Kulturkreise unterhielten, der damals das westliche Becken der Ostsee umspannte. Erst um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends waren ihre letzten Reste durch Abwanderung oder Vermischung mit den baltischen und westslawischen Stämmen, die allmählich aus Osten und Süden vordrangen, verschwunden. Um das Jahr 1000 bildete die Weichsel die Grenze zwischen den Preußen auf ihrem rechten und den Kaschuben auf ihrem linken Ufer. Dort, wo ihrer beider Siedlungsgebiete miteinander und mit dem überlieferten Kulturbereich der Skandinavier, der Ostsee, zusammenstießen, lag der Gau Danzig, der wohl schon damals einem einheimischen Herrschergeschlecht unterstellt war. Es ist deshalb verständlich, wenn gerade in ihm kaschubische und preußische Fischer gemeinsam siedelten und normannische Seefahrer sich ihnen bald zugesellten. Um das Wechselspiel der Völkerschaften vollzumachen, hat auch Polen, da Pommerellen in kirchlicher Hinsicht dem Bistum Wloclawek zugehörte, seit dem 12. Jahrhundert seine Fühler nach Norden vorgestreckt, während von Westen her deutsche Händler und Bauern ihre Ansprüche auf

den alten Germanenboden anmeldeten. Die Voraussetzungen für die Ausbildung einer ausgesprochenen Mischbevölkerung schienen somit gegeben. Trotzdem ist die Entwicklung ganz anders verlaufen.

Die seit der Zeit um 1200 vorherrschenden wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen des Weichsellandes zu den deutschen Volksgebieten westlich der Oder und Elbe haben dem Deutschtum nach allen Richtungen hin den Vorrang verschafft. Ihrer überlegenen Gesittung, ihren machtvollen Verbindungen nach dem Westen vermochten Preußen, Kaschuben und Polen nicht Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Zu Lande und über See drang der deutsche Kaufmann, Bauer und Ritter in die Ostmark ein. Der Johanniterorden begründete seine ersten Niederlassungen 1198 bei Preußisch-Stargard. Die Zisterzienserklöster Oliva und Pelplin haben seit etwa 1170 und 1258 um die Erschließung der Kaschubei in deutschem Sinne sich verdient gemacht. In gleicher Weise waren das Prämonstratenserinnenkloster Zuckau seit 1209, das Nonnenkloster Barnowik seit etwa 1235 und das Kartäuserkloster Marienparadies seit 1382 tätig. Von Süden her rückte der Deutsche Orden seit 1230 weichselabwärts vor. Durch Beleihung mit deutscher Wirtschaftsverfassung, durch Übernahme in deutsche Dienste, durch Kirche und Schule wurde die fremdstämmige Bevölkerung mit steigendem Erfolge eingedeutscht. So haben die Preußen ihre völkische Eigenart im wesentlichen schon um 1500 verloren, wenn sich auch noch Reste von ihnen, die an der angestammten Sprache und ihren altertümlichen Gebräuchen festhielten, bis ins 17. Jahrhundert an einigen Stellen erhalten haben. Die Kaschuben hätten das gleiche Schicksal gehabt, wenn nicht die politische Verbindung PommereLLens mit Polen nach dem Abfall der westpreußischen Stände vom Deutschen Orden seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sie wieder erneut dem slawischen Volkstum angenähert hätte. So haben sie, zumal die preußische Ostmarkenpolitik sie schonend behandelte, vornehmlich in den Kreisen

Puzig, Neustadt und Karthaus ihre Mundart und Sitte bewahrt. Doch da ihre Siedlungen zum Teil in unmittelbarer Nähe Danzigs liegen, haben die Söhne und Töchter dieses Stammes vielfach in der Stadt Beschäftigung gesucht und gefunden und sind dadurch dem Deutschtum gewonnen worden. Die kaschubischen Fischer, die einst am Mottlauufer gewohnt hatten, waren schon frühzeitig durch die benachbarte deutsche Bürgerschaft aufgesogen, so daß am Ende des 15. Jahrhunderts die Bewohner der alten Fischeriedlung auf dem Hakelwerk nur noch zu höchstens 16 Prozent nichtdeutsche Namen trugen.

Fielen also die anfangs vorhandenen Reste fremden Volkstums einer zunehmenden Eindeutschung anheim, so ist die Bevölkerung der Marktsiedlung und der späteren Stadt Danzig zu allen Zeiten ausschließlich deutscher Herkunft gewesen. Herzog Mestwin II. sprach 1271 ausdrücklich von den deutschen Bürgern im Gegensatz zu den kaschubischen und preußischen Fischern. Aus welchen einzelnen Orten der Zuzug im 13. Jahrhundert erfolgte, ist bei dem Mangel an geeigneten Quellen nur schwer zu entscheiden. Trotzdem deuten die engen wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zu Lübeck darauf hin, daß die Bürgerschaft vornehmlich den Gebieten an der südlichen Ostseeküste entstammte, in denen Lübecks Vormachtstellung unbestritten war. Familien mit den Namen Rapesilver und Hovele kamen zu jener Zeit in Danzig wie in Lübeck vor, während andere Namen auf eine Einwanderung auch aus Wismar und Stettin schließen lassen. Umgekehrt sind Danziger Bürger außer in Thorn und Elbing in Lübeck, Greifswald und Kolberg nachzuweisen. Ein starker niederdeutscher Einschlag war deshalb in der Danziger Bevölkerung von vornherein sichergestellt.

Der wirtschaftliche Aufschwung, der mit der Eingliederung Danzigs in den Ordensstaat einsetzte, war der Anlaß für eine ungewöhnlich große Einwanderung in den folgenden Jahrzehnten. Während eine weitverbreitete Ansicht dahin neigt, den Zuzug in den deutschen Osten zum größten Teil aus Alt-

deutschland herzuleiten, bezeugen die Danziger Stadtbücher, daß aus den Gebieten westlich der Elbe nur etwa ein Viertel bis ein Drittel der Zuzüglinge nach Danzig entstammte. Dem Kolonisationsgebiet gehörte dagegen die doppelte Zahl von Neubürgern ihrem Ursprung nach an, wobei jedoch alle diese Zahlen nur als Mindestzahlen zu betrachten sind. Insgesamt entstammten 27 Prozent der Einwanderer aus Altdeutschland, 58 Prozent aus dem Kolonialland und 11 Prozent aus nicht näher bestimmbareren deutschen Landschaften, so daß die Einwanderung zu mindestens 96 Prozent aus dem deutschen Sprachgebiet erfolgte. Aber selbst die Zuzüglinge aus dem Auslande, aus England, Skandinavien, Böhmen und Polen waren nicht selten deutscher Abstammung. So ergibt eine genaue Durchrechnung der Danziger Schoß- und Bürgerbücher, daß von den 3,4 Prozent Neubürgern aus den Slawenländern nur 1,5 Prozent nichtdeutscher Herkunft gewesen sind.

Auch die Verteilung der Zuwanderer auf die einzelnen deutschen Landschaften ist mit einiger Genauigkeit möglich. Während aus Süddeutschland nur 0,9 Prozent, aus Hessen-Nassau 1 Prozent, aus Thüringen 0,6 Prozent stammten, stellten die Niederlande 2,8 Prozent, das Rheinland 2 Prozent, Hannover 7 Prozent und Westfalen gar 9,6 Prozent der Zuzüglinge. Wie für die ältere Zeit, ergibt sich aus diesen Zahlen auch für das 14. Jahrhundert das starke Überwiegen des niederdeutschen Einschlagens in der Danziger Bürgerschaft.

Unter den Kolonisationsgebieten östlich der Elbe lassen sich drei große Ausgangsbezirke der Einwanderung nach Danzig unterscheiden: das mitteldeutsche Gebiet an der Elbe und Saale mit der Mark Brandenburg und Schlesien mit 8,7 Prozent der Einwanderer, die Ostseeküste mit Schleswig-Holstein, Mecklenburg und Pommern mit 12,8 Prozent und schließlich der Ordensstaat mit 27 Prozent; dazu kommen noch 9 weitere Prozent, die auf bestimmte Landschaften Osteliens nicht zu verteilen sind. Aus dem Ordensstaate zogen in den Jahren

1364 bis 1399 nicht weniger als 730 Neubürger nach Danzig, von denen 234 in Pommerellen, 240 in der Weichselniederung und 262 in dem übrigen Ordenslande, der heutigen Provinz Ostpreußen, beheimatet waren.

Auch in den Jahrhunderten, in denen Danzig mit der Krone Polen verbunden war, ist sein Deutschtum ungeschmälert erhalten geblieben. Der Pole hat in seinen Mauern gleich dem Engländer, Schweden oder Dänen stets nur als Fremdling gegolten. So blieb die niederdeutsche Sprache selbst in den höheren Kreisen der Bürgerschaft bis zum Ende des 16. Jahrhunderts im Gebrauch und hat sich, wennschon in mancherlei Abwandlung, in den unteren Schichten bis heute lebendig erhalten. Auch die stammesmäßige Zusammensetzung der Bevölkerung hat nur durch die Einwanderung von holländischen Mennoniten in das Weichselwerder und von dort in die Stadt seit dem 16. Jahrhundert eine gewisse Veränderung erfahren. Dieses zähe Festhalten am angestammten Volkstum ist um so mehr anzuerkennen, als es durch die vielseitigen Handelsbeziehungen nach dem Auslande und den ständigen Umgang mit Fremden oftmals auf die Probe gestellt wurde. Trotzdem haben Heiraten mit Nichtdeutschen immer zu den Ausnahmen gehört und die Einmütigkeit der Bevölkerung in dem Bestreben, die Verwaltung gleich dem Grunde und Boden der Heimat vor jeglicher Überfremdung zu bewahren, hat dahin geführt, daß noch am Ende des 18. Jahrhunderts der städtische Grundbesitz zu 96 Prozent in deutscher Hand war.

Auch die konfessionellen Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft haben ihr Bekenntnis zum deutschen Volkstum niemals erschüttern können. Während seit den Zeiten der Gegenreformation, die von Polen mit Hilfe der Jesuiten in nationaler Hinsicht eifrig gefördert wurde, in Pommerellen die Bezeichnungen deutsch-protestantisch und polnisch-katholisch zwar nicht immer mit Recht, aber doch tatsächlich vielfach gleich geachtet wurden, ist in Danzig auch der katholische Teil der Bevölkerung, obwohl ihre überwiegende Mehrzahl sogleich der Reformation

zugefallen war, stets von deutscher Gesinnung erfüllt gewesen. Immerhin hat die nahe Angrenzung an Landschaften mit fast ausschließlich katholischer Bevölkerung bei der Politik des Rates und in dem Verhalten der Bürgerschaft schon frühzeitig zu einem gewissen Ausgleich der kirchlichen Gegensätze geführt, der sich nicht nur darin äußerte, daß manche Formen des katholischen Kultus bis an das Ende des 18. Jahrhunderts in den protestantischen Kirchen beibehalten wurden, sondern auch, daß stärkere konfessionelle Reibungen stets vermieden worden sind. Trotzdem hat der Kampf gegen das Polentum, das seine politischen Ziele gerne mit religiösen Vorwänden zu umkleiden pflegte, Danzig im Streit für die Erhaltung deutschen Wesens und seiner Selbständigkeit nicht selten zu einer Trutzfestе des Luthertums werden lassen.

Die einheitliche Volksart der Danziger Bürgerschaft war schließlich die Ursache für die Ausgestaltung einer durchaus geschlossenen deutschen Kultur. Sitte und Sprache, Recht und Wissenschaft sind auf deutschem Boden erwachsen und haben im engen Zusammenhang mit der gleichzeitigen Entwicklung im Mutterlande oftmals reiche Früchte getragen. Nach dem lübischen Recht ist das Magdeburger Recht seit 1295 und das Kulmer Recht seit 1343 zur Anwendung gelangt, während das polnische Recht weder in der Verwaltung noch in der Rechtsprechung jemals Eingang gefunden hat. Das Wort, das der Ratsherr Hans Fürste im Jahre 1552 dem polnischen Marschall entgegenschleuderte: „Gnädiger Herr, der Erdboden im Lande kann es nicht leiden, daß die Polen über die Preußen regieren sollen und Gewalt an ihnen üben“, hat, wenn in irgendeiner Hinsicht, so auf den Gebieten des Volkstums und der geistigen Kultur in Danzig stets einhellige Anerkennung gefunden. Vor allem wird die Betrachtung seiner baulichen Entwicklung zeigen, daß sein Kunstempfinden stets deutscher Art gewesen ist.

5. Der Stadtstaat

Danzig hat sich immer in einer ausgesprochenen Zwischenlage befunden. Wie in der Landschaft und Wirtschaft, auf volklichem und kulturellem Gebiete drängten sich auch in politischer Hinsicht an sein Weichbild gegensätzliche Kräfte heran, welche die Erhaltung seiner Sonderstellung auf das äußerste bedrohten; schien es doch oft genug nur eine Frage der Zeit zu sein, wann es von ihnen aufgezehrt sein würde, zumal es diesen feindlichen Mächten ganz unvermittelt gegenüberstand. Denn die Ausbildung eines Schutzgebietes in der näheren Umgebung in Gestalt eines Territoriums verbot, wenn nicht schon die seltsame Natur des Landes, so doch die Überlegung, daß ein Übergreifen der Stadtgrenzen auf die national, konfessionell und wirtschaftlich andersgearteten Bezirke der Nachbarschaft gerade jener Gefahr entgegenführen würde. So blieb, wenn die Bevölkerung Danzigs überhaupt sich anschießen wollte, eine gewisse staatliche Selbständigkeit zu erringen und zu behaupten, nichts anderes übrig, als daß sie sich mit voller Absicht zum Mittelpunkt aller Bestrebungen zu machen suchte, die sich auf ihrem Boden durchkreuzten; sie mußte sich bemühen, die Schürzung und Lösung aller jener Beziehungen selbst in die Hand zu nehmen und in der Hand zu behalten.

Doch auch dieser Weg war trügerisch. Denn je größer die Bedeutung Danzigs wurde, um so mehr mußte es Gefahr laufen, der Machtpolitik seiner Nachbarstaaten zum Opfer zu fallen. Der Anschluß an eine stärkere Macht mochte wohl zunächst vor der Überrumpelung durch den gefürchtetsten Gegner schützen; doch führte gerade er über kurz oder lang zum Untergang der Freiheit. Nur das Auftreten mehrerer Bewerber gab die Möglichkeit, durch geschickte Verhandlungen mit beiden die eigenen Ziele durchzusetzen. So wechselten der Wunsch nach Vereinigung mit einem der angrenzenden Staaten und das Streben nach Vereinzelung in der Geschichte Danzigs

mehrfach miteinander ab und durchdrangen sich nicht selten zu einem schier unentwirrbaren Knäuel, aus dem nur der politische Weitblick und die zähe Entschlossenheit des erfahrenen Hanseaten herauszufinden wußte.

In ihrem Streben nach politischer Selbständigkeit konnte die Danziger Bürgerschaft an die ältesten Überlieferungen des Landes anknüpfen. Scheint doch nach den neuesten Forschungen der Name Danzig auf einen germanischen Gaunamen zurückzuführen zu sein, der somit auf die staatliche Zusammengehörigkeit der Bezirke an der Weichselmündung schon in frühgeschichtlicher Zeit hindeuten würde. Tatsächlich hat dieses Gebiet um das Jahr 1000 eine selbständige politische Einheit gebildet, die dann später im 12. Jahrhundert mit dem Einsetzen der urkundlichen Überlieferung als der Burgbezirk Danzig begegnet. Seine Gewalthaber, die Fürsten von Danzig, die sich später in stolzem Bewußtsein ihrer Unabhängigkeit Herzöge von Pommerellen nannten, haben von Danzig aus weithin das Innere des Landes beherrscht und sind nicht selten den polnischen Herzögen, die nach dem Erwerb der Seeküste strebten, siegreich im Felde entgegengetreten.

Dieses Herzogtum Pommerellen war die erste staatliche Macht, mit der die Kaufleute sich auseinandersetzen mußten, die sich im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts an der Mottlau niederließen. Es war aber auch ihr erster politischer Erfolg, als es ihnen gelang, von Herzog Swantopolk um 1224 deutsches Stadtrecht zugeteilt zu erhalten und somit aus der allgemeinen Landesverfassung herausgelöst zu werden. Rechtsprechung und Verwaltung wurden ihnen anheimgestellt und dadurch die Möglichkeit gegeben, die so wichtigen Angelegenheiten der Einbürgerung, des Wirtschaftsbetriebes und leztlich auch die Stellungnahme zu den jeweils auftretenden Fragen der auswärtigen Politik nach eigenem Gutdünken zu entscheiden. Es dauerte nicht lange, bis die Stadt von ihren Rechten Gebrauch machen konnte, da sie schon bald in die Strudel der ostmärkischen Machtkämpfe hineinverwickelt wurde.

Nachdem die Einfälle der heidnischen Preußen in das Danziger Gebiet im 3. und 4. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts glücklich überwunden waren, begann ein langwieriger Streit zwischen dem Deutschen Orden und den pommerellischen Herzögen um die Vorherrschaft im Weichsellande. Die Ritter zögerten nicht, die Erwerbung der wichtigen Stadt an der Strommündung schon frühzeitig sich sicherzustellen. Bereits 1252 mußte Herzog Swantopolk sich verpflichten, Burg und Gebiet von Danzig an den Orden abzutreten, falls er den damals geschlossenen Frieden brechen würde. Das erhoffte Ergebnis dieser Vereinbarungen trat jedoch nicht ein. Vielmehr fanden die Pommereller einen unerwarteten Bundesgenossen in den Markgrafen von Brandenburg, die von der Neumark aus über Pommern hinweg an der Weichsel Fuß zu fassen suchten. Während der Bruderkämpfe in dem einheimischen Herrscherhause nahmen sie 1269 das Teilsfürstentum des Herzogs Mestwin von Dirschau zu Lehen. Als sie 1271 sogar bis Danzig vorrückten, wurden sie von der Bürgerschaft freudig empfangen.

Damit hatte sich die Stadt zum ersten Male im Laufe ihrer Geschichte gegen ihren Landesherrn gewandt und, noch zu schwach, um sich selbständig zu behaupten, einer anderen Macht gehuldigt, die, zu weit entfernt, um sich in ihre inneren Verhältnisse einzumischen, ihr eine freiere Entwicklung zu gestatten schien, ein Vorgang, der sich 1410 nach der unglücklichen Schlacht von Tannenberg gegenüber dem König von Polen aus dem gleichen Grunde wiederholte. Doch hat in beiden Fällen die plötzliche Wendung der politischen Ereignisse keine Dauer gehabt. Die Brandenburger mußten, wie später die Polen, schnell das Feld räumen, und der alte Landesherr benutzte die Gelegenheit, die Rechte der Stadt für die Zukunft zu schmälern.

Erst das Aussterben des pommerellischen Herzogshauses im Jahre 1294 stellte die Bürgerschaft erneut vor ähnliche Entscheidungen; doch waren sie damals dadurch erschwert, daß

sich außer dem Deutschen Orden und dem Markgrafen von Brandenburg Herzog Wladislaw von Polen, König Wenzel von Böhmen und Fürst Wizlaw von Rügen um die Nachfolge in der Landesherrschaft bemühten. Es ist sehr bezeichnend, daß die Bürger wiederum für die jeweils entferntesten und deshalb ungefährlichsten Bewerber Partei nahmen, die Brandenburger und die Böhmen. Erst als die militärische und diplomatische Lage den Sieg des Ordens gesichert hatte, öffneten sie den Rittern ihre Tore.

Die Eingliederung Pommerellens in den Ordensstaat schuf eine feste räumliche Verbindung in politischer, wirtschaftlicher und völkischer Hinsicht zwischen dem Oder- und Weichselgebiete, wie sie einst in der Vorzeit bestanden hatte. Der slawische Korridor war erstmalig beseitigt worden, so daß Pommerellen, bisher zwischen entwickeltere Landschaften eingeeengt, sich allmählich zu gleicher Kulturhöhe heraufschwingen konnte.

Für die Stadt Danzig erwuchs aus diesen Begebenheiten der weitere Vorteil, daß ihr fortan ein größerer Wirtschaftsraum eröffnet war und sie im Schutze der starken Militärmacht des Ordens der Ausgestaltung ihrer auswärtigen, überseeischen Beziehungen mit voller Kraft sich zuwenden konnte. Danzig war damals Ordensstadt und Hansestadt zugleich.

Die Zugehörigkeit Danzigs zur Hanse bedeutete in zweifacher Beziehung eine Stärkung seiner Macht. Im Gefolge der hansischen Wirtschaftspolitik gelangten Gästerecht und Stapelzwang zu unumschränkter Geltung. Keine Waren durften durch Danzigs Mauern geführt werden, ohne hier zum Verkauf gestellt zu werden. Kein Fremder durfte mit einem Fremden ohne Vermittlung des einheimischen Kaufmanns einen Handel abschließen. Die Behauptung dieser Rechte ist im Laufe der Zeit zu einem der Grundpfeiler der wirtschaftlichen Entfaltung Danzigs geworden, so daß sich auf sie fernerhin sein politisches Verhalten stützen konnte.

Hansische Politik bezweckte aber auch die möglichste Herauslösung der Stadt aus dem Verbande der Landesherrschaft zu-

gunsten einer völlig freien Betätigung in Übersee. Danzig hat sich diese Sonderstellung innerhalb des Ordensstaates zunächst mit Unterstützung des Hochmeisters, später auch gegen seinen Willen zu wahren gewußt. Es sandte eigene Fehdeschiffe und Truppen nicht nur gegen die Seeräuber auf der Ostsee, sondern auch gegen Dänen und Schweden aus. Das Siegel des Rates, der Spruch seiner Vertreter hatten völkerrechtlichen Wert. So weit war es schon im 14. Jahrhundert gekommen.

Als aber nach dem unseligen Kriege gegen Polen und durch die Streitigkeiten der Ordensritter im eigenen Lande die Macht des Staates, dem Danzig eingeordnet war, wachsendem Verfall entgegenging, suchte die Stadt ihre Rechte im Innern noch weiter auszudehnen und ein großes Landgebiet zu erwerben, das ihm die bessere Versorgung seiner Bevölkerung mit Lebensmitteln, die Aufsicht über den Unterlauf der Weichsel und die Ausnutzung der Nehrungsküste zu Fischerei und Baumschlag gewährleisten sollte. Die Stunde für die Erreichung dieser Ziele war gekommen, als Danzig im Jahre 1454 im Bunde mit den übrigen westpreußischen Ständen dem Hochmeister aussagte und, da sie ganz allein nicht dastehen zu können vermeinten, Verhandlungen mit dem König von Polen über die etwaige Anerkennung seiner Schutzherrschaft einleitete.

Über die letzten Gründe dieser Entwicklung ist stets viel gestritten worden. Das Vorgehen Danzigs wurde nicht selten dadurch falsch gedeutet und unzutreffend bewertet, daß in jene Zeit irrtümlich moderne politische Anschauungen und völkische Zwiespältigkeiten hineingetragen wurden. Es kann aber kein Zweifel sein, daß ein nationaler Gegensatz zwischen dem Orden und seinen Städten niemals bestanden hat. Ritter und Bürger fühlten sich in gleicher Weise als Glieder des deutschen Volkes und Träger derselben altererbten Kultur, mit deren Hilfe jeder an seinem Platze und nach seinem Vermögen die einst unwirtliche Ostmark zu einer der fortgeschrittensten Landschaften Europas umgeschaffen hatte.

Auch der wirtschaftliche Gegensatz, der um die Wende des 14. Jahrhunderts zwischen der Stadt und dem Orden in Erscheinung trat, darf für das Verhältnis, das in den folgenden Jahrzehnten zwischen ihnen bestand, nicht als entscheidend angesehen werden. Zwar war der Orden, der damals mit den Erzeugnissen seines Landes, vornehmlich Getreide und Bernstein, in größerem Umfange Eigenhandel zu treiben begann, nicht selten mit den Städten in eifrigem Wettbewerb getreten. Doch ließ gerade diese selbständige Betätigung die Ritter die handelspolitischen Wünsche der Bürgerschaft nicht nur um so besser verstehen, sondern veranlaßte sie auch, sich an den Unternehmungen der Hanse selbst nach Kräften zu beteiligen. Vor allem aber war um die Mitte des 15. Jahrhunderts, als es zum Bruch mit dem bisherigen Landesherrn kam, der Handel des Ordens durch die langen Kriege mit Polen fast vernichtet, so daß er nach den eigenen Angaben des Hochmeisters nur noch ein Zehntel seines früheren Umfangs erreichte.

Es war vielmehr der in der Entwicklung aller modernen Staaten auftretende Gegensatz zwischen Landesherrschaft und Ständen, der sich auch im Verhältnisse Danzigs zum Orden geltend machte und sich um so stärker herausbilden mußte, je mehr Stadt und Staat ihre Eigenart und die in ihnen beschlossenen Kräfte zur vollen Entfaltung bringen wollten. Nicht nationale Abneigung gegen den Orden oder lediglich wirtschaftliche Gesichtspunkte bestimmten somit nach langem Widerstreben den Danziger Rat, dem Hochmeister im Jahre 1454 Treue und Gehorsam zu kündigen, sondern der Wunsch, sich in weitestem Maße die politische und territoriale Unabhängigkeit zu erringen, die der Stadt erst die volle Ausnutzung ihrer günstigen wirtschaftlichen Lage gestattete.

Ein Vorwurf kann Danzig deswegen um so weniger gemacht werden, als auch alle anderen größeren Städte Deutschlands im Kampf mit ihren Landesherrn damals von dem gleichen Streben beseelt waren. Seine besondere und, wie die weitere Entwicklung lehrt, schicksalhafte Bedeutung erhielt

dieser Kampf, den Danzig im Verein mit den übrigen preußischen Ständen dreizehn Jahre hindurch gegen den Orden ausfocht, erst dadurch, daß an Stelle der Herrschaft des Ordens die weit lockerere und vertraglich geregelte Oberhoheit des Königs von Polen anerkannt wurde; ein Vorgang, der deutlich zeigt, daß angesichts der immerhin noch recht beachtenswerten Kräfte des Ordensstaates und der anwachsenden Macht Polens es den Ständen nicht ratsam erschien, die volle politische Selbständigkeit für sich in Anspruch zu nehmen. Auch im deutschen Mutterlande gelangten die Städte nicht, wie es in Italien mehrfach geschah, zur uneingeschränkten Unabhängigkeit, sondern mußten sich bestenfalls damit begnügen, als Reichsstädte die Oberhoheit des machtlosen deutschen Kaisers anzuerkennen.

Es war in nationaler Beziehung für Danzig ein schweres Verhängnis, daß in jenen entscheidungsvollen Jahren weder das Reich mächtig genug war, seinen Einfluß anders als in kraftlosen Einsprüchen gegen den Abfall vom Orden kundzugeben, noch die deutschen Nachbarstaaten, wie Pommern und Brandenburg, den völkerrechtlichen Schutz des Preußenlandes auf sich nehmen konnten. Das deutsche Elend jener Tage wird durch nichts mehr gekennzeichnet als dadurch, daß außer dem polnischen Könige nur noch die Beherrscher Böhmens und Dänemarks als Schutzherrn Preußens von den Ständen in Betracht gezogen wurden. Dabei ist jedoch zu betonen, daß gerade der Danziger Rat sich den Verhandlungen der übrigen westpreußischen Stände mit Polen zuletzt und nur zögernd angeschlossen hat.

Mag diese Entwicklung vom nationalen Gesichtspunkte bedauerlich sein, so hat Danzig durch seine damalige Politik doch zunächst sein Ziel erreicht. Gegen das Zugeständnis geringer Hoheitsrechte mußte der König von Polen der Stadt den Besitz eines ausgedehnten Territoriums, die unumschränkte Führung ihrer auswärtigen und inneren Politik und die selbständige Regelung ihrer wirtschaftlichen Angelegenheiten zugesprochen. Ohne Rücksicht auf den polnischen König hat sich

die Stadt fortan an auswärtigen Kriegen beteiligt und Verträge mit fremden Staaten abgeschlossen. Auch hat sie stets Gesandte im Ausland unterhalten und die Vertreter fremder Mächte bei sich empfangen. Nicht minder hat sie eigene Militärhoheit innerhalb ihrer Mauern ausgeübt. Fremden Truppen, auch den polnischen, war der Eintritt in die Stadt untersagt. Die Bürgerschaft hielt es für ihre Pflicht und ihr gutes verbrieftes Recht, ihre Selbständigkeit gegen jedermann aus eigener Kraft zu verteidigen. Sie hat sich auch nicht gescheut, dem König Stefan von Bathory, der ihre Freiheiten bedrohte, offen mit Waffengewalt entgegenzutreten, und hat seine Angriffe im Jahre 1577 siegreich abgeschlagen.

Nicht minder hatte die Stadt das Recht, über den Hafen zu verfügen und auf ihren Schiffen eine eigene Flagge zu führen. Ebenso war sie berechtigt, sich selbst Gesetze zu geben, Recht zu sprechen, Steuern und Zölle zu erheben und Münzen zu prägen. Dem König standen nur gewisse Hoheitsrechte zu. Er war sogar verpflichtet, seinen Stellvertreter, den Burggrafen, aus der Zahl von acht ihm vom Räte vorgeschlagenen Ratsherren zu wählen. Die politische Selbständigkeit Danzigs zu jener Zeit kann daher nicht bezweifelt werden.

Als der polnische Staat in den folgenden Jahrzehnten erstarbte, suchte er zwar diese Zugeständnisse oft genug gewaltsam zu schmälern, aber stets vermochte die Bürgerschaft alle Angriffe auf die von ihren Vätern ererbten Rechte abzuwehren und gestützt auf die Reichtümer, die sie sich dank ihrer glücklichen wirtschaftlichen Entwicklung zu erwerben gewußt hatte, ihre Freiheit nach allen Seiten hin zu wahren, zumal die Danziger Kaufmannschaft stets bestrebt war, selbst unter Erleidung wirtschaftlicher Nachteile sich für das gute Recht ihres Heimatstaates einzusetzen.

In räumlicher Hinsicht prägte sich die neue Machtstellung, die Danzig gewonnen hatte, zunächst in dem Besitz eines ausgedehnten Territoriums aus; es reichte von der Höhe über die Niederung hinweg bis zum Frischen Haff. Von besonderer Be-

deutung war, daß die Weichsel schon kurz unterhalb von Dirschau in der Nähe von Stüblau das Danziger Gebiet erreichte und ihre beiden Mündungsarme, die Danziger Weichsel im Westen und die Elbinger Weichsel im Osten, völlig von ihm umschlossen wurden. Die wichtige Landstraße Dirschau-Danzig trat bei Praust in das Territorium ein. Während das Gebiet der Stadt im Werder einen weiten, zusammenhängenden Raum erfüllte, kennzeichnet die wirtschaftliche Rückständigkeit der Hochfläche nichts mehr, als daß die Stadt auf ihr mit einzelem Streubesitze sich begnügte.

Nicht minder folgenreich war, daß im Umkreis von fünf deutschen Meilen weder ein Schloß, noch eine Stadt neu angelegt werden durften; im Gegenteil hat sich Danzig mehrfach bemüht, die Nachbarorte Puzig und Dirschau in seine Gewalt zu bringen; sie befanden sich längere Zeit in seinem Pfandbesitz. Es ist in diesem Zusammenhange zu beachten, daß das einzige Schlachtfeld in Danzigs Umgebung unweit von Dirschau bei Liebschau gelegen ist, wo die Danziger Bürger im Frühjahr 1577 dem polnischen Heer, das zur Einschließung der Stadt heranrückte, entgegentraten. Im übrigen hat der Rat Kampfhandlungen nach Möglichkeit vermieden und damit seinen jeweiligen Gegnern keine Gelegenheit zu kriegerischem Auftreten geboten. So haben zwar die Schweden und Russen öfters in der Niederung, die mit ihren reichgefüllten Scheuern ein gesuchtes Winterquartier darstellte, geheert und gehaust; doch ist es zur Entfaltung größerer strategischer Verbände im Danziger Territorium, auch schon wegen der Ungunst des Geländes, kaum jemals gekommen. Nur an dem handelspolitisch wichtigen Punkte des Danziger Hauptes, an dem sich die Danziger und Elbinger Weichsel trennen, haben im schwedisch-polnischen Kriege 1656 Kämpfe stattgefunden.

Zudem konnte die Stadt im 16. Jahrhundert, da sie nun die Gunst der wirtschaftlichen Lage für sich voll auszuwerten vermochte, ihr Wort nicht selten mitentscheidend in die Waagschale der baltischen Politik werfen. Ihre Gesandten bereiften die

Hauptstädte Europas; Könige luden den Rat zu ihren Krönungen ein und benachrichtigten ihn von den politisch-wichtigen Familienereignissen ihres Hofes. Danzig war ein Staat unter Staaten geworden.

Aber noch als es sich um 1600 auf der Höhe seiner Macht befand, zogen schwere Wolken am politischen Himmel auf. Die Gestaltung des osteuropäischen Staatengefüges ging grundlegenden Wandlungen entgegen; die modernen Großmächte entstanden. Es war Danzigs Verhängnis, daß in ihrem Ringen dem Kampf um die Weichsel zunehmende Bedeutung zukam. Schweden erstrebte den Besitz der südlichen Ostseeküste, um Polen, dessen Herrscher die Personalunion mit der skandinavischen Krone wünschten, von dem Meere abzudrängen und sich selbst die Zufuhr des Getreides, das es zur Ernährung seiner anwachsenden Bevölkerung brauchte, in den Erzeugungsländern zu sichern. Danzig erschien Gustav Adolf mit Recht als der Schlüssel der Weichselfstellung. Einem solchen Versuche mußte sich Polen natürlich mit allen Mitteln widersetzen und versuchte deshalb die Stadt, nach deren Reichtümern es stets begehrlieh ausschaute, in seine Gewalt zu bringen. Es war ein Sieg der hergebrachten Danziger Politik, als es dem Rat gelang, mit dem schwedischen Generalquartiermeister Oxenstierna 1630 einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, der die Stadt vor der Hineinziehung in die schwedisch-polnischen Kämpfe für die nächste Zeit bewahrte. Die Politik der freien Hand war nach schwerer Gefährdung wiederhergestellt.

Dieses Ergebnis wurde unter anderem dem Verhalten der Seemächte, Dänemarks, Englands und der Generalstaaten, verdankt, für die der ungehinderte Verkehr mit und in Danzig Lebensbedingung war; da sie Danzig für sich nicht erwerben konnten, aber weder Schweden noch Polen überlassen mochten, war die Unabhängigkeit der Stadt für sie die beste Lösung aller Schwierigkeiten. Hatte doch schon 1577 der dänische König Friedrich II. geäußert, daß er sein halbes Königreich daransetzen wollte, ehe die Stadt verdorben oder in der Polen Dienst-

barkeit gebracht werde; und noch 1704 erklärte der dänische Gesandte im Haag, daß es seinem König gleich gelte, ob Danzig oder ob Kopenhagen attackiert würden.

Nur Frankreich nahm schon damals, wie jetzt, gegenüber Danzig eine andere Haltung ein. Da es an dem Danziger Handel nur schwach beteiligt war, lag ihm wenig an dem Wohlergehen der Stadt. Dagegen war Polen in seiner strengkatholischen und unstetigen Politik der gegebene Teilhaber in dem Kampf gegen die protestantisch-deutschen Mächte in Mitteleuropa. Heinrich von Valois, der Bruder Karls IX. von Frankreich, wurde deshalb nach dem Tode des letzten Jagellonen Sigismund August im Jahre 1572 neben dem Sohne Kaiser Maximilians II., Erzherzog Ernst von Oesterreich, und König Johann III. von Schweden als Thronfolger aufgestellt, gleichwie hundert Jahre später 1697 Prinz Conti als Mitbewerber um die polnische Krone gegen den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen auftreten mußte. Doch hat in beiden Fällen die französische Politik keine dauernde Einwirkung auf die osteuropäischen Verhältnisse gewonnen. Auch die Verheiratung Ludwigs XV. mit der Tochter des entthronten polnischen Gegenkönigs Stanislaus Leszczyński — er war unter dem Druck der schwedischen Waffen auf dem Reichstag zu Warschau 1704 zum König von Polen gewählt worden, hatte aber seine Stellung schon bald zugunsten Augusts des Starken aufgeben müssen — führte keinen grundlegenden Wandel herbei, da er, im Jahre 1733 von neuem nach Polen gerufen, den vereinten Bemühungen Rußlands und Sachsens wiederum bald weichen mußte. Nur hat sein Abenteuer Danzig, das an ihm als dem politisch schwächsten Thronbewerber festhielt, eine schwere Belagerung gekostet. So haben die französischen Eingriffe in die slawische Staatenwelt wohl mehrmals Osteuropa erheblich beunruhigt, aber, da sich Frankreich vor dem Einsatz stärkerer Kräfte stets scheute, nichts Bleibendes geschaffen. Es war eine dem Osten fremde und deshalb lezthhin schädliche Politik, die in jenen Vorgängen zutage trat.

Auch der gewaltigste und gewaltsamste Versuch der Umgestaltung Osteuropas, der von französischer Seite unternommen wurde, die Wiederherstellung Polens und die Verstümmelung Preußens durch den Frieden von Tilsit, hat das gleiche Schicksal gehabt. Nur ist bemerkenswert, daß Napoleon in klarer Erkenntnis der Bedeutung, die Danzig seiner Lage nach für die Regelung der östlichen Verhältnisse zukam, der Stadt grundsätzlich dieselbe Stellung zuerteilte, die sie vor ihrer Einverleibung in den preußischen Staat im Jahre 1793 besessen hatte: Danzig wurde zur Freien Stadt erhoben. Denn obwohl die Ausführung dieses Planes viel zu wünschen übrigließ, da die innere Verwaltung nicht wie einst dem Räte überlassen, sondern dem französischen Gouverneur zugeteilt wurde, zeigte dieses Unternehmen doch, daß die Selbständigkeit Danzigs auch noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts für eine Macht, die, ohne die Stadt sich eingliedern zu können, auf die Entwicklung Osteuropas einen starken Einfluß ausüben wollte, als unumgängliche Voraussetzung ihrer Bestrebungen erachtet wurde. Nur hatte die Rechnung Napoleons in diesem Falle den Fehler, daß er Danzig die Wahrung seiner Unabhängigkeit und die Verfolgung einer eigenen Politik noch zu einer Zeit zudachte, als es einer solchen Anforderung wirtschaftlich und politisch in keiner Weise mehr gewachsen war. Das war eine Erkenntnis, zu der sich die Bürgerschaft schon seit langem, zum mindesten seit jenem Zeitpunkte durchgerungen hatte, als durch die erste Teilung Polens im Jahre 1772 das unmittelbare Hinterland Danzigs unter preußische Verwaltung gelangt war und fortan einer neuen Blüte entgegenging. War doch der pommerellische Korridor zum zweiten Male unzeitgemäß geworden, nachdem während seiner dreihundertjährigen Dauer das Land, von den Lebensadern des Westens durch staatliche Schranken und Zollgrenzen geschieden, völliger kultureller Verwahrlosung anheimgefallen war. Nicht minder war aber die Angliederung an einen der modernen Großstaaten auch für Danzig zur Vorbedingung seiner weiteren Entwicklung geworden. Das Zeitalter

der selbständigen Städtepolitik, das im Westen schon lange sein Ende gefunden hatte, war jetzt auch für den Osten vorüber. Es blieb nur die Frage offen, welchem der benachbarten Staaten die Stadt zugesprochen werden sollte.

Im Jahre 1793 führten die Ereignisse zum Anschluß an Preußen; im Jahre 1813, als Danzig nach siebenjähriger Leidenszeit von den Auswirkungen der französischen Politik befreit wurde, meldete dagegen auch Rußland, das den größten Teil Polens bis zur schlesischen Grenze zu erwerben wünschte, seine Ansprüche auf den Besitz der Weichselmündung an. Doch gelang es den Bemühungen Preußens und Englands auf dem Wiener Kongreß, die erneute Vereinigung Danzigs mit dem preußischen Staate durchzusetzen.

Damit hatte Danzigs politische Lage eine erneute Wendung erhalten. War schon immer die Zahl der Mächte, an die es einstmals angrenzten und auf die es Rücksicht zu nehmen gehabt hatte, sehr gering gewesen, so war fortan der Osten nur unter das Königreich Preußen — späterhin das Deutsche Reich — und das Partum Rußland aufgeteilt. Das osteuropäische Staatensystem hatte eine Ausgleichung und Festigung erfahren die allen anderen Staaten, die an dem dortigen Geschehen aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen Anteil nahmen, eine Einmischung verbot und über ein Jahrhundert seine Lebenskraft und sein Lebensrecht bewährt hat.

Erst dem Ausgang des Weltkrieges und dem Versailler Vertrag war es vorbehalten, dem Weichsellende von neuem ein Gewirr von Grenzen aufzuzwingen, das ohne Rücksicht auf die bisherige Entwicklung Länder vereinte und trennte, wie es dem augenblicklichen Gutdünken der derzeitigen Machthaber Europas entsprach. Ohne zu beachten, daß schon zweimal die Geschichte die Schädlichkeit einer Korridorbildung auf dem linken Weichselufer für die Bezirke, die von ihr betroffen wurden, und die Notwendigkeit seiner späteren Aufhebung erwiesen hatte, wurden die deutschen Provinzen Pommern und Ostpreußen durch die Zuweisung des größten Teils der früheren Provinz

Westpreußen an Polen auseinandergerissen. Danzig wurde aber, genau wie es einst schon immer die Seemächte erstrebt und Napoleon ausgeführt hatte, wiederum zu einer Freien Stadt, einem politisch unabhängigen Staatswesen, umgebildet, das im Westen an Polen, im Osten an das Deutsche Reich anstieß. Die Zwischenlage der alten Hansestadt war wiederhergestellt.

II. Die Siedlung

1. Das Gelände

Zu der Zeit, als die ersten menschlichen Ansiedlungen auf dem Gelände, das heute von der Stadt Danzig eingenommen wird, angelegt wurden, sah die Landschaft ringsum vielfach anders aus als jetzt. Noch breitete sich im Osten weithin das Urhaff aus, das sich bis in die Gegend der Niederstadt erstreckte und im Süden bis etwa zu den Ortschaften Rassenhuben, Schöneberg und Rogathau reichte. Erst allmählich wurden die Wasserflächen durch die Schwemmsande der Weichsel, die sich in mehreren Armen in dieses Haff ergoß, ausgefüllt, wobei sich auf ihren Ablagerungen Schilf und Rohr erhoben und damit die Verlandung beschleunigten.

In ältester Zeit scheinen die Lienau und Tiege und der Mottlaulauf von Czattkau ab Mündungsarme der Weichsel gewesen zu sein. Späterhin nahmen die Rogat, die Elbinger und Danziger Weichsel ihre Stellung ein, nachdem die beiden letzten in dem sich immer mehr verengenden nördlichsten Teile des Urhaffs nach und nach durch den von Süden her erfolgenden Zuwachs des Landes zu Flußläufen geworden waren. Nach der See zu lagerte sich ihnen die Frische Nehrung vor, die im Laufe der Jahrhunderte von mehreren Tiefen durchbrochen wurde, um dem Weichsel- und Pregelwasser den Abfluß zum Meere zu ermöglichen. Auch die alte Weichselmündung bei der Festung Weichselmünde war wohl ursprünglich ein solches Tief. Nach-

dem sie durch die Anlage des neuen Fahrwassers überflüssig geworden war, wurde sie 1847 zugeschüttet. Aber erst Menschenhand hat durch die Eindeichung der Weichsel und Rogat mit ihren Nebenflüssen, sowie die Eindämmung und künstliche Austrocknung der ausgedehnten Wasserflächen den westlichen Teil des Haffes endgültig beseitigt. Vor allem hat sich der Deutsche Ritterorden seit dem Ende des 13. Jahrhunderts um die Urbarmachung der Weichselniederung die größten Verdienste erworben.

Zu den Wasserlachen, die, ringsum von Anlandungen umgeben, der Einpolderung mit am längsten getrotzt haben, gehörte jenes seeartige Becken, in das die Mottlau einmündete. Mit einem Namen, der in Pommerellen mehrfach vorkommt, wurde es als Krams oder Krampitz bezeichnet und erstreckte sich fast über das ganze Gelände, das später von der Großen und der Kleinen Mottlau eingeschlossen wurde und seit seiner Einbeziehung in die städtische Verwaltung dem sogenannten Bauamt unterstellt war. Noch im Jahre 1386 bezeichnete der Hochmeister Konrad Böllner einige Wiesen auf Langgarten als „in der Krampitz gelegen“. Heute haftet dieser Name nur an dem Gelände zwischen der Mottlau bei Hochzeit und Nassenhuben und der Schwarzen Lake, die sich bei dem Kramskruge in sie ergießt. Nach der wohl schon im 13. Jahrhundert einsetzenden Eindeichung und Trockenlegung dieser Sumpflachen dehnten sich auf ihnen Wiesen wie die Fleischerwiesen und Bürgerwiesen bei Neuendorf und Walddorf und die Schweinewiesen auf der Niederstadt nebst Auwäldern, wie dem Großen Bürgerwald, aus, der noch 1619 einen Bestand von 511 Eichen aufwies. Ausläufer dieses Gehölzes erstreckten sich bis in die Nähe von Langgarten und griffen auf die heutige Speicherinsel über, wo noch am Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen der Stützengasse und Brandgasse ein Gebüsch bezeugt ist.

Dieses ganze sumpfige Wiesengelände wurde in mehrfachen Windungen von der Mottlau durchflossen, die im Westen sich unmittelbar an die Ausläufer des baltischen Höhenzuges, die

Abhänge des Bischofsberges und Hagelsberges, heranschob; springen diese doch gerade auf dem Stadtgebiet stark nach Nordosten vor. Die Sandmassen, die alljährlich durch die Regengüsse und den von der Danziger Höhe herkommenden Schidlitzbach von diesen Hügelketten herabgeschwemmt wurden, bildeten vor diesem „Gebirge“, wie der alte Danziger zu sagen pflegte, eine leicht abfallende Terrasse, die, langsam vorwärtsschreitend, den Mottlaufluß immer weiter von den Anhöhen abdrängte. So entstand schon früher eine Ebene von diluvialen und alluvialen Sanden, die sich heute von 11 bis 2 Meter von Westen nach Osten senkt. Da sie an der Grenze zwischen Hochfläche und Niederung gelegen dem Menschen bequeme Siedlungsstätten darbot, wurde sie von ihm durch beträchtliche Aufschüttungen am Mottlauufer noch bedeutsam erweitert. Sie wurde durchschnitten durch den Schidlitzbach, der im 13. Jahrhundert von Neugarten her über den Holzmarkt und den Bezirk des Dominikanerklosters hinweg dem Fischmarkte zueilte; doch scheint er in sehr früher Zeit auch einmal weiter nördlich geflossen zu sein, wo unterhalb des Hagelsberges und im Verlaufe des Faulgrabens alte Bodensenken noch im 14. Jahrhundert belegt sind. Am Rande der Sandebene gegen die Mottlau zogen sich sumpfige Flächen hin, an die heute die Straßennamen Poggenpfohl, Altes Roß (Raas = Sumpfgraben) und Broklosengasse (brok-lot = Bruchland) erinnern und die auch einst in der Gegend des Fischmarktes und im Norden der Hakelwerkkämpfe vorhanden waren. Diese selbst stellt eine künstlich erhöhte diluviale Halbinsel inmitten der Mottlaualluvionen dar.

Das morastige Gelände auf dem rechten Mottlauufer wurde ebenfalls durch Bodensenken durchzogen, deren eine in der Richtung der späteren Neuen Mottlau verlief. Bei Mattenbuden und Schäferei wies sie noch im 14. und 15. Jahrhundert zwei Wassertümpel auf, die durch ihren Abfluß, die Berfinsje, mit der eigentlichen Mottlau gegenüber dem Krantor in Verbindung standen.

Welche Fülle von Erdbewegungen, Entsumpfungen, Eindeichungen und Rodungen — denn die Abhänge des Höhenzuges waren wie noch heute bei Oliva und Zoppot mit Gebüsch und Wald bedeckt — war nötig, um einen solchen Boden für Siedlungen und auch nur für solche tragbar zu machen? Denn weder die Wiesen noch die Sandflächen waren zum Kornbau geeignet. Nur Fischer konnten sich anfangs hier ernähren, die ihrem Gewerbe in den benachbarten Gewässern nachgehen mochten. Es mußten ganz besondere Verhältnisse hinzukommen, die von der Beschaffenheit dieser Landschaft nicht abhängig waren, um den Menschen zu bewegen, gerade auf diesem Gelände Siedlungen zu begründen oder, soweit solche in bescheidenem Umfange vorhanden waren, sie weiter auszubauen, wenn hier eine Ortschaft entstehen sollte, die eine mehr als örtlich beschränkte Bedeutung besaß. Solche Verhältnisse ließen lange auf sich warten.

Die Untersuchung des Danziger Bodens nach vorgeschichtlichen Funden ist bisher ziemlich ergebnislos verlaufen. Zwar ist bekannt, daß in der näheren Umgebung der Stadt, besonders am Rande des Höhenzuges, zahlreiche germanische Wohnplätze schon in den Jahrhunderten vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung gelegen haben. Steinzeitliche Urte traten auf dem zweiten Neugarten und bei Schellmühl zutage, und bei Oliva und Langfuhr wurden erst kürzlich Wohnstätten aus der Zeit der gotischen und rugischen Besiedlung des Landes aufgedeckt. Auch sind auf dem Heiden- oder Silberberg vor Neugarten am Ende des 16. Jahrhunderts und in der Mitte des 17. Jahrhunderts Steinkistengräber aus der frühen Eiszeit aufgefunden worden. Aber irgendwelche Anzeichen für das Vorhandensein menschlicher Niederlassungen am Mottlauufer auf dem späteren Stadtgebiet wurden bisher nicht wahrgenommen. Sie sind auch, selbst wenn die Veränderungen der Erdoberfläche gerade an dieser Stelle in Betracht gezogen werden, bei dem dargelegten ursprünglichen Zustande der Landschaft kaum zu erwarten.

So dürften, nach dem gegenwärtigen Stande unseres Wissens, zuerst einige Fischer aus dem slawischen Volksstamm der Kaschuben, der etwa in der Mitte des ersten Jahrtausends von Süden her an die Weichselmündung vordrang, auf dem linken Mottlauufer vereinzelt Wohnstätten angelegt haben. Sie bildeten, wie es bei den slawischen Fischerdörfern zumeist der Fall ist, eine Streusiedlung, die sich von dem Gebiet der heutigen Rechtstadt bis zur Gegend des Rambauer Kirchhofes erstreckte, an dessen Lage der Straßenname Rambau erinnert. Mancherlei geschichtliche und sprachliche Überlegungen machen es wahrscheinlich, daß in ihm der alte Name jener Fischer-siedlung Rambowo sich erhalten hat.

Unweit dieser Fischerhütten lag auf der Rämpe am Mottlaufknie nach slawischem Brauch inmitten sumpfiger Niederungen ein Burgwall, der in der Zeit der Not den Anwohnern als Zufluchtsstätte dienen mochte und wohl auch schon früh zum Wohnsitz des Gaufürsten des Danziger Gebietes erkoren wurde. Es muß unentschieden bleiben, ob er bereits um das Jahr 1000, als der heilige Adalbert auf seiner Missionsreise nach dem Samland das Danziger Land berührte, vorhanden gewesen ist. Ein castrum, eine Burg, wird an dieser Stelle erst für das Jahr 1178 bezeugt, als Sambor, Fürst der Pomoranen, in ihm hauste.

Für die geistlichen Bedürfnisse dieser Fischer und der Bewohner des Danziger Burgbezirkes, der vielleicht schon seit 1123, sicher seit 1148, der Diözese Leslau zugeteilt war, diente die St. Katharinenkirche, deren Gründung wohl in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden darf. Sie lag an jener Stelle, an der sich die aus dem Schidlitztal von der pommerellischen Hochfläche herkommende Verkehrsstraße mit dem kaschubischen Landwege kreuzte, der an der Küste der Danziger Bucht entlang von Oliva um den Hagelsberg herum nach Südwesten der Mottlau zuführte.

2. Die Entstehung der Stadt

Während Fischer- und Burgsiedlung sich nur bescheiden weiterentwickelten, trat ein bedeutsamer Wandel in den Geschicken des Weichsellandes ein, als es in die große Bewegung der ostdeutschen Kolonisation hineinbezogen wurde. Seit der Wende des 11. zum 12. Jahrhundert begann der deutsche Volkskörper sich zu recken und zu dehnen. Der Sehnsucht nach dem Heiligen Lande, die sich in den Kreuzzügen auswirkte, stand zur Seite das Verlangen nach erneuter Ausbreitung im Osten, nach der Rückgewinnung jener Gebiete östlich der Elbe und Saale, die in Vorzeiten die Heimat der ostgermanischen Stämme gebildet hatten, aber seit der Völkerwanderung den einrückenden Slawen als erwünschtes Erbe anheimgefallen waren. Händler, Bauern und Geistliche machten sich gemeinsam zu diesem Unternehmen auf.

Auch auf dem Boden Danzigs trafen diese Ausströmungen deutschen Volkstums zusammen. Über See langte der Kaufmann an, der seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Küsten der Ostsee im Norden über Gotland und Riga bis nach Nowgorod, im Süden über Mecklenburg, Rügen und Pommern nach dem Samland hin aufzusegeln begonnen hatte. Auf diesem Wege lag die Weichselmündung, die das Eindringen in das Hinterland zwischen Weichsel und Oder erleichterte, das gleichzeitig von den Marken Meissen und Brandenburg sowie von Schlesien her der westlichen Kultur und Wirtschaft erschlossen wurde. Über Land kamen die Bistertzienser, die, von den heimischen Fürsten freundlich empfangen, bei Oliva sich niederließen und sogleich mit nicht minderm Eifer als der Seelsorge sich der Ansiedlung deutscher Bauern und der Anlage deutscher Märkte widmeten. Bestimmte Anzeichen deuten darauf hin, daß auf ihre Tätigkeit auch die Errichtung einer Marktsiedlung neben der alten Fischerniederlassung auf dem Boden Danzigs zurückzuführen ist; zum Jahre 1178 wird sie zum ersten Male

bezeugt. Wurde doch damals den Mönchen von dem Fürsten Sambor der Zehnte von den Abgaben der Marktbuden und den Böllen zugesprochen, die in ihr erhoben wurden. Dafür hatte das Kloster eine Landebrücke, ein Bollwerk am Mottlauufer, zu unterhalten, an dem die über See einlaufenden Schiffe ihre Güter zu löschen und zu laden pflegten; schließlich besaß es ebendort mehrere Grundstücke. Ihre Lage sowie die Örtlichkeit des Bollwerks, das in der Nähe des heutigen Grünen Tores zu suchen ist, verweisen die Marktsiedlung in die Gegend des Langen Marktes, wo die urzeitlichen Sandablagerungen aus dem Schidlitztal dem Fluße am nächsten kamen und somit den Schiffen ein bequemes Anlegen gestatteten.

Das Wachstum der Kaufmannsgemeinde führte wahrscheinlich um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert — alte Überlieferungen geben das Jahr 1190 an — wie in Stettin und an anderen Orten zur Errichtung eines eigenen Gotteshauses für die deutschen Einwanderer, das dem Schutzheiligen der Schiffer, St. Nikolaus, geweiht war. Da es von der älteren Pfarrkirche des Ortes, St. Katharinen, abhängig war, wurde es in ihrer unmittelbaren Nähe angelegt, nur durch den Schidlitzbach von ihr getrennt.

Die Zunahme der deutschen Ansiedler und des Handelsverkehrs veranlaßte den tatkräftigen und unternehmungslustigen Fürsten Swantopolk schon bald nach seinem 1220 erfolgten Regierungsantritt, die Umwandlung der Marktsiedlung in eine Stadtgemeinde in Aussicht zu nehmen. Er führte diesen Plan um 1224 aus. Um der jungen Gemeinde die Freiheit der Selbstverwaltung zu sichern und sie vor Eingriffen Fremder zu bewahren, mußte das Kloster Oliva auf den größten Teil der Rechte und Pflichten verzichten, die es seit 1178 besessen hatte. Auch wurde die Stadt durch Verleihung deutschen Rechtes aus der allgemeinen Landesverwaltung und Gerichtsbarkeit herausgehoben und der Leitung eines Schulzen unterstellt. Wie eine Urkunde vom 22. Januar 1227 bezeugt, war diese Entwicklung damals bereits zum Abschluß gelangt.

Die Begründung der Stadtgemeinde erfolgte aber nicht nur durch die Erteilung von Stadtrecht an die Marktsiedlung. Es wurde vielmehr durch Lokation an die schon vorhandene Marktanlage eine neue Stadtsiedlung angefügt, doch so, daß beide fortan ein untrennbares Ganzes bildeten. Über den räumlichen Umfang und die spätere Ausdehnung dieses Kernes der weiteren Stadtentwicklung sind keinerlei urkundliche oder chronikale Quellen überliefert, so daß die Geschichte dieser höchst bedeutenden Vorgänge völlig im Dunkeln liegen würde, wenn nicht der Stadtplan selbst zuverlässige Auskunft über sie erteilte.

Denn obwohl der Grundriß der später sogenannten Rechtstadt bei oberflächlicher Betrachtung wie ein einheitliches Gebilde aus einem Guß geschaffen erscheint, vermag eine sorgsame Beachtung der mannigfachen Straßenkrümmungen, der Häufervorsprünge an den Straßenecken, der Fluchtlinien der Baublöcke und der einzelnen Häuser mehrere Unterteile dieses Siedlungsraumes zu unterscheiden, die sich in ihrer Grundrißgestaltung voneinander abheben und auf verschiedene Zeiten ihrer Entstehung hinweisen. Vornehmlich sind die Verkehrswege festzustellen, an die sich die ganze Siedlung angelehnt hat und durch die ihre einzelnen Abschnitte verbunden wurden.

Als solche Lebensadern im ältesten Danzig sind in erster Reihe die Langgasse und die Topengasse anzusehen, die, weit entfernt, wie es einer planmäßigen Anlage entsprechen würde, gleichgerichtet zu verlaufen, deutlich wahrnehmbare Biegungen aufzeigen; sie tragen damit das Kennzeichen alter Verkehrsstraßen zur Schau. Und in der Tat stellen die beiden genannten Gassen jene Wege dar, die schon frühzeitig den Verkehr von Westen und Norden her nach der Marktsiedlung vermittelt haben. Die Langgasse bildete die Verbindung mit dem Bischofsberg, der Landstraße nach Dirschau und dem Schildlitztal; die Topengasse schloß sich an den kaschubischen Landweg an, der an der Katharinenkirche vorbei der Mottlau zulief. Dort, wo die beiden Straßen sich vereinigten, lag der Markt, ursprünglich

wohl ein weiter offener Platz, der nicht nur den heutigen Langen Markt, sondern auch den Häuserblock bis zur Brotbänkengasse mitumfaßte. Es ist kein Zufall, daß gerade an seinem Rande die Krämerbuden in der heutigen Großen Krämergasse und die Brotbänke lagen. Auch dürfte die Überlieferung zu Recht bestehen, welche die Große Krämergasse und die Makkausche Gasse als die ältesten Teile der Kaufmannsiedlung betrachtete. Wie weit die baulichen Anlagen, die diesen Markt umgaben, sich ursprünglich ausgedehnt haben, ist dagegen im einzelnen kaum mit Sicherheit zu entscheiden, zumal sie wohl schon bald nach der Mottlau hin erweitert wurden.

An diese Marktsiedlung schloß sich seit der Zeit um 1224 die neuausgesetzte Stadtsiedlung zu beiden Seiten der Langgasse und Jopengasse an. Nach der Höhe zu bezeichnete der alte Büttelhof in der Portechaisengasse ihre erste Westgrenze. Im Norden reichte sie bis zur Heiligen-Geist-Gasse, an deren oberem Ende das Heilige-Geist-Spital gelegen war. Die Südgrenze dürfte in der ältesten Zeit die Hundegasse noch nicht mitumschlossen haben, da ihre schnurgerade Erstreckung auf einen späteren Siedlungsabschnitt hindeutet; vermutlich verlief sie daher längs der Hintergebäude der zur Langgasse gehörigen Grundstücke. Als Querwege dienten die Postgasse, Portechaisengasse und Ziegengasse, während die Makkausche Gasse und Große Krämergasse den Anschluß an die Marktsiedlung vermittelten. Es ist bemerkenswert, daß dieses soeben umschriebene Gebiet genau ein Quadrat bildete und somit schon durch diesen Umstand auf eine einheitliche Planung hinweist. Es waren in ihm 150—200 Grundstücke gelegen. An seiner Nordostecke wurde zunächst ein Platz für die Pfarrkirche ausgespart; nachdem die Nikolaitirche 1227 den Dominikanermönchen übereignet, aber von ihnen erst 1239 völlig in Besitz genommen war, wurde an dieser Stelle die St. Marienkirche um 1240 errichtet.

Die Zunahme der Bevölkerung erforderte jedoch schon bald die Erweiterung dieses Siedlungskernes. In der zweiten Hälfte

des 13. Jahrhunderts wurde daher auch jenes Gebiet aufgeschlossen, das sich im Nordosten nach der Mottlau hin zwischen der heutigen Brotbänkengasse und Heiligen-Geist-Gasse erstreckte und wegen seiner sumpfigen Beschaffenheit zunächst nicht besiedelt war; sind doch hier die Straßen Altes und Neues Roß und Brocklofengasse gelegen, deren Namen, wie gezeigt, den ursprünglichen Zustand dieses Geländes bezeugen. Im Gegensatz zu der älteren Siedlung und ohne unmittelbaren Anschluß an ihre Straßenführung wurde es in rechtwinkelige Baublöcke aufgeteilt, wobei die Frauengasse, die von der Mottlau zur Marienkirche führte, das Rückgrat der neuen Anlagen bildete. Die Brotbänkengasse und die nach dem Flusse zu verlängerte Heilige-Geist-Gasse begrenzten sie im Süden und Norden, während Pfaffengasse und Ruhgasse, Altes Roß und Brocklofengasse die notwendigen Querverbindungen herstellten. Doch hielten sich die Siedlungen wegen der Überschwemmungsgefahr zunächst noch in einiger Entfernung von der Mottlau.

Die gesamten Siedlungen waren mit einfachen Befestigungen umgeben, die jedoch 1272 nach dem Abfall der Bürger zu den Markgrafen von Brandenburg niedergelegt werden mußten. So bedauerlich diese Maßnahme in militärischer Hinsicht war, half sie doch die weitere Ausdehnung der Stadt befördern. Auf dem Grunde der niedergelegten Festungswerke wurden neue Straßenzüge geschaffen, die breiter und gerader als die ältesten Gassen, modernen Ringstraßen vergleichbar, die Stadt umgaben; so entstanden die Hundegasse und der große Straßenzug der Serbergasse, Wollwebergasse und Scharmachergasse, die vorwiegend mit Speichern, Schuppen und Brauhäusern besetzt wurden. Erst nach dem Jahre 1295 wurden zu ihrem Schutze neue Befestigungen errichtet, die aus Plankenjäumen und Gräben bestanden.

Gleichzeitig wurde der Plan gefaßt, die Siedlungen bis an das Mottlauufer auszudehnen. Herzog Przemislaw gestattete 1295 den Bürgern, an der Mottlau eine „Jungstadt“ anzulegen. Zwar ließen die politischen Wirren der folgenden Jahre

den beabsichtigten Ausbau vorerst nicht zu; doch wurde nach der Aufnahme Danzigs in den Ordensstaat der Straßenzug Ankerschmiedegasse, Röpergasse, Große und Kleine Hofennähergasse und Seifengasse endgültig besiedelt. Die Folge war, daß diese Erben nicht mehr, wie die ersten Grundstücke der älteren Stadtteile, steuerfrei waren, sondern zum Grundzins herangezogen wurden. Auch ist es bemerkenswert, daß in ihnen der Grundzins zu Weihnachten und zu Johannis oder zu Martini erhoben wurde, während die wenigen, später hinzugekommenen steuerpflichtigen Erben in den älteren Bezirken zu Ostern und Michaelis zinsten. Die Grenzen der Steuerbezirke schlossen sich somit der siedlungsgeschichtlichen Entwicklung der einzelnen Stadtteile an.

Noch ein anderer Zusammenhang verdient Beachtung: die spätere Einteilung der Stadt in Quartiere, die der militärischen und politischen Gliederung der Bürgerschaft zugrunde lagen, weist mit der obigen Zerlegung des ältesten Stadtgrundrisses eine merkwürdige Übereinstimmung auf. Denn wie die Marktause Gasse und Große Krämergasse die vermuteten Grenzen zwischen der Marktsiedlung und der frühesten Stadtsiedlung bildeten, schieden sie späterhin das Roggenquartier von dem Hohen Quartier; auch dehnten sich beide Quartiere, genau wie es die vorstehende Untersuchung des Stadtplanes ergeben hat, nur bis zur Süd- und Nordgrenze der Stadt des 13. Jahrhunderts, der Hundegasse und Heiligen-Geist-Gasse, aus.

Die weitere Vermehrung der Bevölkerung veranlaßte in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts den dichteren Ausbau der Stadt. Um Platz für Wohnbauten zu gewinnen, mußten deshalb die Speicher, die sich zunächst auf den Höfen der Grundstücke befunden hatten, aus der Innenstadt hinausverlegt werden. So entstand seit etwa 1310 auf dem rechten Ufer der Mottlau ein ausgesprochenes Speicherviertel, das im Laufe der Zeit den ganzen Raum zwischen der Mottlau und der erwähnten Bodensenke im Verlaufe der heutigen Neuen Mottlau ausfüllte. Da jedoch auch durch diese Maßnahmen der immer

dringender werdenden Wohnungsnot nicht abgeholfen werden konnte, wurde um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine umfassende Vergrößerung des Stadtgebiets in die Wege geleitet.

3. Die Stadterweiterung des 14. und 15. Jahrhunderts

a) Die Neustadt

Im Jahre 1342/43 erteilte Hochmeister Ludolf König der Bürgererschaft die Erlaubnis, das Wiesengelände zu besiedeln, das sich zwischen der Stadt der pommerellischen Zeit und dem Schidlitzbache, oder anders gesprochen, der Heiligen-Geist-Gasse und dem heutigen Altstädtischen Graben ausdehnte. Dort hatten zwar einst die kaschubischen Fischer und Bernsteinsucher gewohnt; doch waren sie bei dem Übergang Danzigs an den Orden vom Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen gezwungen worden, ihre auf diesem Gebiet liegenden Wohnstätten aufzugeben und sich dicht vor der Burg anzusiedeln. Ihre frühere Dorfflur kam wahrscheinlich schon damals in den Besitz der Stadt, soweit nicht die Dominikaner am Schidlitzbache bis zur Mottlau mehrere Wiesenstreifen ihr eigen nannten. Nachdem die Mönche in den Jahren 1344 und 1348 auf ihren Besitz zugunsten der Bürger verzichtet hatten, wurde dieses ganze Gelände, das bald den Namen Neustadt erhielt, planmäßig aufgeteilt.

Die Verbindung zwischen der Stadt und der Vorburg, dem Hakelwerk, bildeten die Dämme; ihre Bezeichnung deutet auf einen festen geschütteten Weg hin. Im Jahre 1351 lagen an ihm bereits einige Grundstücke. Vermutlich auf der Stelle der älteren Stadtbefestigung wurde die Breitgasse angelegt, die breiteste Straße der ganzen Stadt. In der gleichen Richtung wie sie verliefen quer zu den Dämmen die Johannissgasse, die Häkergasse, die früher Fischergasse hieß, und die Tobiasgasse, die einst Neue Heilige-Geist-Gasse genannt wurde; denn in diese Gegend, wiederum an den Rand der Stadt, wurde 1357 das

Heilige-Geist-Spital verlegt. Westlich der Dämme stellten die Erste und Zweite Priestergasse und die Büttelgasse, östlich von ihnen die beiden Straßenzüge der Tagnetergasse, Neunaugengasse, Rosengasse und der Drehergasse, Petersiliengasse und des Fischmarktes die erforderlichen Querverbindungen her.

Es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit die Besiedlung der Neustadt vor sich ging. Bereits um 1360 wiesen die Hauptstraßen nur noch wenige Lücken auf; selbst in die Quergassen war die Bebauung schon vorgedrungen. Nur im Verlaufe der Tagnetergasse, Neunaugengasse und Rosengasse zog sich eine freie Fläche durch die Stadt; ferner hatte die Tobiasgasse noch einige freie Stellen. Auch an das sumpfige Mottlauufer wagte sich die Besiedlung vorerst kaum heran; so war die Breitgasse zwischen der Drehergasse und der Mottlau damals noch unbefest. Im übrigen war der Raum sorgfältig ausgenutzt, so daß schon damals rund 400 Grundstücke ausgegeben waren.

Zwanzig Jahre später hatte sich die Zahl der Erben auf 500 erhöht. Die offenen Stellen in den Hauptstraßen waren besetzt; auch die Kohlgasse, Scheibenrittergasse, Petersiliengasse und Tobiasgasse waren voll bebaut, nicht minder die Quergassen, in denen sich 1357 noch gar keine Wohnstätten befunden hatten. Nur die Rosengasse wurde noch gemieden. Der Fischmarkt, der wohl schon bald nach 1342 an seine heutige Stelle verlegt war, wurde gerade damals mit Grundstücken umgeben. War um 1360 erst seine obere Seite (Fischmarkt Nr. 21—12) besiedelt gewesen, so wurde in den nächsten Jahrzehnten auch die gegenüberliegende Strecke an der Mottlau und der große freie Platz vor dem Ordenschloß, der Hinterfischmarkt, in die Bebauung einbezogen. Das hier anschließende Gelände der Burg und des Hadelwerkes setzte dagegen der weiteren Ausdehnung der Neustadt in dieser Richtung eine Grenze, gleichwie sich ihr am oberen Ende der Johannisgasse und Hätergasse das Dominikanerkloster vorlagerte. Besondere Plätze waren außer dem Fischmarkt nicht vorgesehen. Auch für die Johanniskapelle, die zum Gotteshaus für die neuen Ansiedler bestimmt war und

1353 zuerst bezeugt wird, war zunächst nur ein engumschränkter Raum in der nach ihr benannten Johannisgasse zwischen der Neunaugengasse und Peterjuliengasse freigelassen.

b) Die Vorstadt

Die Anlage bürgerlicher Grundstücke auf dem Gebiet der Neustadt, das ehemals vornehmlich landwirtschaftlicher Nutzung gedient hatte, machte die Errichtung neuer Gartenplätze an einer anderen Stelle der Stadtfreiheit notwendig. Es geschah im Süden der Rechtstadt jenseits des Festungsgrabens, der längs der Hintergasse und Dienergasse bald nach 1342/43 ausgehoben war. Hier hatten bisher weite sumpfige Wiesen gelegen, die nach ihrer Bodenbeschaffenheit als Poggenpfuhl oder nach ihren Besitzern als Wolfshagen, Gruttenhagen und Rehagen bezeichnet wurden. Ihre Aufteilung erfolgte um 1360 in enger Anlehnung an die Lastadie, den Schiffbauplatz am Mottlauufer. Später schlossen sich an sie bis zur Aschbrücke hin das Mastenfeld und das Feld der Rahnen- oder Bordingsfahrer an, während eine Wiese jenseits der Thornschen Gasse seit dem 15. Jahrhundert als Dielenfeld verwendet wurde.

Hinter der Lastadie, auf der westlichen Seite der heute nach ihr benannten Straße, wurden Buden für die Zimmermeister erbaut, die 1377 nur von dem Vorstädtischen Graben bis zum Pumpengang reichten. Gleichzeitig fand die Ausgabe von Gärten im Poggenpfuhl und im Wolfshagen, der heutigen Fleischergasse, statt. Da jedoch dem erstgenannten Festungsgraben 1379 ein zweiter Graben vorgelegt wurde, der die heutige Straße Vorstädtischer Graben zum Teil mitumfaßte, begann die Aussetzung der Gärten erst in einiger Entfernung von ihm. Wie der Stadtplan und die Eintragungen in den ältesten Erbbüchern erkennen lassen, gehören die Flächen, die von den Grundstücken Poggenpfuhl Nr. 92—83 und Nr. 1—10 sowie Fleischergasse Nr. 93—90 und Nr. 1—7 eingenommen werden, einem späteren Siedlungsabschnitt zu. Langgestreckte

Höfe, wie der Kneiphof, geben die frühere Ausdehnung des bebauten Raumes an dieser Stelle nach Norden hin an. Im Süden bildeten zunächst die Gasse am Petrikirchhof und die Katergasse die Grenzen der Bebauung. Hinter ihnen lag der Gruttenhagen, auf dem vereinzelte Gärten seit 1376 bezeugt sind.

Das Bedürfnis nach weiteren Gartenplätzen führte jedoch seit etwa 1380 zur Anlage von „neuen Gärten“ auf der Lastadie und im Poggenpfohl auf der Strecke vom Petrikirchhof bis zur Thornschen Gasse. Auch wurden jetzt die Südseite des Vorstädtischen Grabens und der Rehagen, die heutige Holzgasse, besiedelt und im Jahre 1385 unweit des städtischen Kalkhofes, der in die Nähe der Sandgrube verlegt wurde, ein Gerbehof für das Schuhmachergewerk erbaut. Ferner wurde der Gruttenhagen von der Katergasse ab bis zum Wallplatze mit einer großen Zahl von Gärten ausgefüllt. Die ihn durchschneidende Gertrudengasse empfing ihren Namen nach zwei Gärten, deren Nutzung der Rat für die Armen auf dem Friedhof des Gertrudenhospitals bestimmt hatte.

Im Anfang des 15. Jahrhunderts war somit das gesamte Gelände der Vorstadt bereits voll besiedelt. Es waren in ihr rund 370 Erben und Gärten vorhanden. Doch erfuhr ihre Zahl eine geringe Verminderung, als mehrere von ihnen für den Bau der Petrikirche und des Franziskanerklosters aufgeteilt und eingeebnet werden mußten. Außer den geistlichen Anstalten entstanden ebendort einige gewerbliche Anlagen, wie die Fleischbänke an der Ecke der Fleischergasse und Katergasse; andere Fleischbänke wurden 1613 auf der Lastadie an der Ecke des Winterplatzes zum Vorstädtischen Graben eingerichtet. Auch gab es in dieser Stadtgegend einen Fischmarkt vor dem Fischertor an der Ecke von Vorstädtischem Graben und Poggenpfohl, wo der Name des Pomuchelganges noch an ihn erinnert. Neben dem Schusterhose wurde auf einem freien Platze der Roßmarkt abgehalten.

c) Die Ansiedlungen am Bischofsberg und Hagelsberg

Auch auf das Vorgelände der Stadt nach Westen griff die Besiedlung über. Man scheute sich sogar nicht, nachdem seit der Mitte des 14. Jahrhunderts das Zwischengelände mit Gartenplätzen angefüllt war, die Abhänge der Danzig vorgelagerten Höhen hinaufzusteigen. Auf dem Bischofsberg, der seinen Namen einem Hause des Bischofs von Leslau, das seit dem 13. Jahrhundert auf ihm gelegen war, verdankte, hatte sich vorher nur das Dorf Gorka befunden, das gleich dem angrenzenden Gebiet von Stolzenberg der Verwaltung eines bischöflichen Pflunders unterstand. Die Ausdehnung des Stadtgebietes nach dieser Richtung veranlaßte deshalb schon frühzeitig Grenzstreitigkeiten mit dem Bischof, die erst 1438 endgültig beigelegt wurden; seitdem ist die Grenze zwischen dem städtischen und bischöflichen Gebiete nicht mehr verändert worden.

Die Grenze begann hinter den Gärten von Schidlitz und führte am Abhang des Stolzenberges, etwas oberhalb der heutigen Oberstraße, entlang bis zur Höhe des Drahtganges. Von dort bog sie in rechtem Winkel bergaufwärts um, verlief an der Ostgrenze der früheren Siedlungen von Stolzenberg bis in die Nähe des ehemaligen Dorfteiches von Stolzenberg, von wo aus sie der oberen Kante des Abhanges des Bischofsberges folgte. Ihr Verlauf ist an dem Geländeabfall bei den heutigen Straßen Hansmantel, Grenadiergasse Nr. 1—10 und Bischofsberg Nr. 9—10, 17—22 bis zur Höhe des Kasernengeländes zu bemerken. Die spätere Bastion Scharfenort lag auf bischöflichem, die Bastionen Mittel und Salvator lagen auf städtischem Gebiet. Westlich der Bastion Salvator führte die Grenze in das Tal hinunter, durch das der Weg von Petershagen nach Stolzenberg hinaufsteigt, folgte ungefähr der heutigen Grundgasse und der Straße Neu-Weinberg und erstreckte sich diese Straßen abwärts über den Radaunekanal hinweg an einem alten Grenzgraben entlang bis zu der Stelle, an der einst der Oranabach in die Mottlau mündete. Im 17.

und 18. Jahrhundert hieß der Weg an diesem Graben „Mottlausche Gasse“. Späterhin lag an diesem Orte auf städtischem Boden der Nobiskrug, auf dem bischöflichen Gebiete das Kloster der Barmherzigen Brüder am „Hundewinkel“. Durch die Umgestaltung des Geländes in dieser Gegend seit der Anlage des Rangierbahnhofes im 19. Jahrhundert sind die alten Grenzwege völlig verschwunden.

Auf dem bischöflichen Gebiete bildete die wichtigste Anlage das Dorf Gorka, das um 1444 aus zwei Höfen mit sechs Gärten bestand. Es lag am Rande des Steilabfalls nach dem Schwarzen Meere auf dem Gelände der Bastion Scharfenort in der Nähe der heutigen Grundstücke Bischofsberg Nr. 14 und 15. Das bischöfliche Haus dürfte sich auf dem Grundstück Bischofsberg Nr. 23 befunden haben. Auf einer Karte des Stadtbau-meisters Frederick Fram van Harlem aus dem Ende des 16. Jahrhunderts ist das Dorf, das damals etwa 15 Häuser zählte, noch eingezeichnet. Weiter oberhalb auf der Höhe des Stolzenberges lag das Dorf Neu-Gorka, das 1356 schon vorhanden war; im Jahre 1414 hieß es daneben bereits Stolzenberg. Es grenzte im Süden an das Dorf Ohra, im Westen an Wonneberg und im Norden an Schidlitz.

Die Besiedlung des städtischen Geländes am Bischofsberge begann im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts auf der rechten Seite des Weges, der im Verlauf der heutigen Straße Sandgrube an der späteren Lünette Knesebeck vorbei nach Stolzenberg führte. Hier lagen gegenüber der Sandgrube, die sich wahrscheinlich an der Stelle des heutigen städtischen Armenhauses befand, 1381 verschiedene Gärten, die in den nächsten Jahren um einige Grundstücke vermehrt wurden. Jenseits der Radaune neben dem Schweinegraben zogen sich die Gärten der Scharmacher hin. Auch der untere Teil der Straße Schwarzes Meer war bereits damals besiedelt; sie verdankte ihren Namen einem Wassertümpel, der auf dem Raume der heutigen Grundstücke Bischofsberg Nr. 1—8, 28—29 und Am Berge Nr. 1—9 lag. Da die natürliche Entstehung einer Wasserpfütze

an dieser Stelle kaum anzunehmen ist, dürfte sie am ehesten als eine alte, mit Regenwasser ausgefüllte Lehmgrube zu betrachten sein, die zum Gebrauch für die danebenliegende Ziegelscheune ausgeschachtet war.

Am Anfang des 15. Jahrhunderts füllten die Gärten in der Sandgrube bereits die beiden Seiten des Stolzenberger Landweges aus. Um 1430 waren auf seiner linken Seite etwa 45 Gärten vorhanden, die sich von dem Radaunefanal bis zum Bischofsberg hinzogen; auf der gegenüberliegenden Seite lagen etwa 14 Grundstücke.

Nachdem in den Kriegsjahren 1520 und 1577 alle diese Anlagen mehrfach niedergebrannt waren, wandte sich nach ihrer Wiederherstellung die Siedlungstätigkeit dem Gelände am Schwarzen Meer zu, das seit der Mitte des 16. Jahrhunderts als Rosental bezeichnet wurde. Der Name weist auf das dortige Gebüsch von wilden Heckenrosen hin, das schon bei den Grenzfestsetzungen von 1356 erwähnt wird. Im Anschluß an die Gärten in der Sandgrube wurde seit etwa 1600 zunächst die rechte nördliche Seite des Rosentals bebaut, so daß sich ein geschlossener Siedlungstring vom Schwarzen Meer über den Wellengang bis zur Sandgrube herausbildete. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts kamen auch oberhalb des Schwarzen Meeres einige Siedlungen hinzu, ohne daß jedoch ein Weg im Verlaufe der heutigen Straße Bischofsberg aufwärts geführt hätte. Die Wasserkaule blieb unverändert erhalten, bis 1684 Christian Neubauer einen Siedlungsentwurf vorlegte, nach dem das Gelände des Schwarzen Meeres gleich dem oberen Teile der Sandgrube und des Rosentals mit neuen Grundstücken besetzt werden sollte. Kurz zuvor hatte bei den damaligen Festungsarbeiten auf dem Bischofsberge auch das Dorf Alt-Gorka sein Ende gefunden.

Im engen Zusammenhang mit den ersten Ansiedlungen am Bischofsberge wurden mehrere Gärten auch längs des Weges, der nach Schidlitz führte, ausgesetzt. Die ersten Gärten am Gertrudenhospital, das sich auf dem heutigen Heumarkt be-

fund, werden zum Jahre 1377 genannt; 1385 lagen auf der Strecke vom Hohen Thor bis zur Lohmühle 12 Gärten, an die sich in den nächsten Jahrzehnten 16 Grundstücke auf dem Krebsmarkt anschlossen, der damals als Schinkelgasse bezeichnet wurde. Weitere Gärten entstanden auf dem Raume von Neugarten Nr. 19 bis 12 und seit 1392 am Hagelsberge; sie gehörten gleich den übrigen der Rechtstadt zu.

Dagegen wurde die Strecke von Neugarten bis zum Gertrudentor am Holzmarkt, die heutige Straße Silberhütte, von der Altstadt aus besiedelt; 1495 waren hier gegen 30 zinspflichtige Grundstücke gelegen. Es findet sich somit die merkwürdige Erscheinung, daß nebeneinander liegende Grundstücke verschiedenen Verwaltungsbezirken zugeteilt waren. Erst im Jahre 1637 wurden die sämtlichen Gärten auf Neugarten, in Schidlitz und in der Sandgrube ausschließlich der Rechtstadt unterstellt. Wie die Anlagen am Bischofsberge wurden alle diese Siedlungen durch die Kriegswirren des 16. Jahrhunderts arg betroffen. Auch das Gertrudenhospital mußte der Erweiterung der Festungswerke weichen; es wurde 1563 abgebrochen und fand erst 1582 eine neue Stätte in Petershagen.

d) Die Speicher

Seit dem Beginn der Ordensherrschaft war, wie schon erwähnt, die Bebauung des rechten Mottlau-Ufers mit Speichern in vollem Gange. Sie wurden zunächst unmittelbar am Flusse, dem sie ihre Schmalseite zuwandten, angelegt. Am Ausflusse der Berfinsse in die Mottlau wurde der städtische Asch- und Leerhof errichtet; ihm schlossen sich, genau gegenüber der Nordostgrenze der alten Stadt zwischen der Heiligen-Geist-Gasse und Breitgasse die Speicher an, die sich im Laufe der Zeit bis zu der Stelle erstreckten, die gegenüber der Südostgrenze der Stadt am Ankerschmiedeturm lag. Hier wurde 1331 der Rüttel- oder Schlacht- und Viehhof (Hopfengasse Nr. 39—45) erbaut.

Gleichzeitig wurde der Landweg, der von dem Langen Markt über die Roggenbrücke nach dem Werder führte, die heutige

Milchkannengasse, mit Speichern besetzt, die sich im Süden bis zur Judengasse und im Norden bis zur Schleifengasse erstreckten.

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts drang die Bebauung über die Münchengasse, die nach einem Speicher der Mönche von Oliva benannt war, und die Adebargasse bis zur Brandgasse vor. Dort gebot ein Strauchgebüsch, das erst um 1515 niedergelegt wurde, der weiteren Ausdehnung Einhalt. Südlich von ihm wurden auf den dortigen Wiesen um 1400 Holzstapelplätze eingerichtet, die, wie die Speicher dem Getreidehandel, dem zunehmenden Holzhandel Danzigs dienten. An ihrem äußersten Ende wurde 1495 der Aisch- und Leerhof neu erbaut, nachdem die ältere Anlage gegenüber dem Krantor einem Brande zum Opfer gefallen war; nur der städtische Zimmerhof blieb zwischen Hopfengasse und Leitergasse erhalten.

Auch sonst wüteten in den korn- und salzgefüllten Speichern häufig heftige Feuersbrünste, deren eine vom Jahre 1515 der Brandgasse zu ihrem Namen verhalf. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts betrug die Zahl der Speicher bereits an 200; sie gehörten zumeist den angesehensten Kaufherren der Stadt, unter denen sich viele Ratsmitglieder befanden. Aber auch die Marienkirche besaß Holzfelder und Speicher in der Riebiggasse und Hopfengasse, die Johanniskirche in der Stützgasse. Die städtische Flachswage lag seit 1530 auf dem Grundstück Hopfengasse Nr. 95. Da inzwischen der wachsende Verkehr eine weitere Zugangsstraße von der Rechtstadt zu den Speichern notwendig gemacht hatte, wurde in Verlängerung der Hundegasse die Ruhbrücke erbaut, die 1378 erstmalig erwähnt wird.

Der Wert der ständig in den Speichern angehäuften Schätze ließ die Bürgerschaft in kriegerischen Zeiten an ihren erhöhten Schutz denken; boten doch die natürlichen Bodenhindernisse, die sumpfigen Wasseradern am Ende der Milchkannengasse und das genannte Gehölz, einem tatkräftigen feindlichen Angriff

keinen Widerstand. Im Kriege der westpreußischen Stände gegen den Orden wurden daher zunächst jene beiden Wassertümpel durch einen Graben verbunden, der 1456 zuerst genannt wird. Auch wurden die Speicher an einigen Stellen mit Planken umgeben und ein Turm an der Stelle der späteren Milchkanne erbaut.

Doch erst zur Zeit des Hochmeisterkrieges wurde die Befestigung der Speicheranlagen in größerem Umfange begonnen. In den Jahren 1517—19 wurde der Milchkantenturm errichtet und die Strecke von ihm bis zum neuen Teerhof mit Planken und teilweise mit Wällen gesichert. Auch wurden mehrere Blockhäuser um die Speicher herum angelegt. Die Bedrohung der Stadt durch Herzog Erich von Braunschweig im Jahre 1563 veranlaßte die Verstärkung dieser Befestigungen und ließ den Plan entstehen, die gesamten Anlagen mit einem Wassergraben zu umgeben; doch kamen diese Arbeiten in den nächsten Jahren nicht vorwärts. Erst als durch den Kampf mit Stefan Bathory Danzig in erneute Kriegsgefahr geriet, wurde im Sommer und Herbst 1576 der „Graben hinter den Speichern“ ausgeschachtet. Da er durch eine Schleuse am neuen Teerhof mit der Mottlau in Verbindung stand, konnte er stets mit laufendem Wasser gefüllt werden und wurde deshalb seit der Mitte des 17. Jahrhunderts als „Neue Mottlau“ bezeichnet. Seit seiner Vertiefung im Jahre 1598 konnte er gleich der alten Mottlau als Lagerplatz für allerlei Schiffe und Rähne benutzt werden. Das Speicherviertel war zur Speicherinsel geworden.

Von den Speicherbauten jener Blütezeit des Danziger Handels sind zum Glück noch viele erhalten geblieben. Eine der ältesten Anlagen ist die „Graue Gans“ in der Judengasse Nr. 11, die der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuzuschreiben ist. Ein gleichartiger Speicher war der leider abgebrochene Münchenspeicher des Klosters Oliwa. Aus dem 17. Jahrhundert stammen das „Einhorn“ (Mausegasse Nr. 7) und der „Bander“ (Müchegasse Nr. 9). Dagegen ist der größte aller

ehemaligen Speicher, das „Ramel“, das außer dem Keller fünf Geschosse zählte, eine Breite von 18 Metern und eine Tiefe von 59 Metern hatte, einer Brandstiftung durch die französische Besatzung im Jahre 1808 zum Opfer gefallen; nur ein Teil seiner Außenmauern ist als Einfassung eines Kohlenhofes (Neue Mottlau Nr. 8) noch vorhanden.

e) Langgarten und Mattenbuden

Jenseits der Bodensenke, welche die Speicher ursprünglich im Südosten begrenzte, lagen weite, mit Gestrüpp bewachsene Wiesen, die seit langem, vielleicht schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts zur Stadtfreiheit gehörten. Nachdem sie zunächst nur als Weide gedient hatten, wurde mit der Zunahme der binnenstädtischen Bevölkerung ihre Verwendung zu bürgerlichen Siedlungen um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Aussicht genommen. Zu diesem Zwecke wurden einige fremde Besitzungen, die auf diesem Gelände gelegen waren, von der Bürgerschaft erworben. So wurden in den Jahren 1338—41 die Wiesen des Herrn Peter von der Rake, der seinen Namen von einem unweit Danzigs in der Nähe von Zoppot gelegenen Gute führte, aufgekauft. Sie lagen auf dem Raume, der jetzt durch den Englischen Damm, den Unterlauf der Neuen Mottlau und die Straße Langgarten umschlossen wird.

Die ersten Gärten in der nach ihnen benannten Straße Langgarten werden zum Jahre 1361 erwähnt. Auf der linken Seite des Langgarter Dammes gesellten sich ihnen noch vor 1385 die Keiferscheunen der Seilmacher (Langgarten Nr. 107 bis 92) hinzu, während sich diesen gegenüber die Verfertiger der damals sehr beliebten Stroh- und Rohrmatten in den sogenannten Mattenbuden niederließen, die seit 1379 begegnen.

In den nächsten Jahrzehnten dehnten sich die Gärten bis zum Werdertor aus, umfaßten also auch die heutige Vorstadt Kneipab, die erst durch die Anlage der Wallbefestigungen um 1627—28 von Langgarten getrennt und damit zu einer selbständigen Siedlung wurde. Ihrer Tiefe nach erstreckten sich die

Gärten auf der linken Seite von Langgarten bis zum Englischen Damm und auf der rechten Seite bis zum Schottischen Damm, der sich am Rande der Schweinewiesen hinzog. Beide Dämme, die ihren Namen vielleicht Ansiedlern englischer und schottischer Herkunft verdankten und am Werbertor zusammentrafen, sollten die Ansiedlungen vor etwaigen Weichselüberschwemmungen schützen. Trotzdem ist Langgarten häufigen Hochwassern ausgesetzt gewesen. Das äußerste Stück des Englischen Dammes ist heute in dem sogenannten Pankewall erhalten. Um das Jahr 1415 waren in diesem Stadtgebiete rund 145 Gärten vorhanden. In ihrer Mitte lag das Barbarahospital nebst einer kleinen Kapelle, die, nach 1385 errichtet, im Jahre 1456 zur Pfarrkirche für die umwohnenden Siedler erhoben wurde.

f) Die Ordensburg

In den ersten Jahrzehnten, nachdem die Ordensritter Danzig besetzt hatten, begnügten sie sich mit der alten Burg der pommerellischen Herzöge, die auf der Rämpe am Mottlauenie gelegen war. Reichten ihre Mittel zu einem Neubau zunächst nicht aus oder wollten sie die weitere Entwicklung abwarten, kurzum, erst Hochmeister Dietrich von Altenburg (1335—41) begann eine neue Burganlage zu erbauen. Wie weit er sich dabei an die vorhandene Gestaltung des Geländes angeschlossen hat, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls schuf er eine Wehrburg, wie sie gedrungener, machtvoller und unangreifbarer sich kaum denken ließ. Vereinzelte Mauerreste und die Darstellung alter Stadtpläne ermöglichen es unter Beachtung der vom Orden sonst angewandten Regeln des Burgbaues, die Ausdehnung und die innere Aufteilung der Burg im wesentlichen wiederherzustellen. Sie zerfiel in ein Hochschloß, dessen Grundriß ein Quadrat bildete, und eine im Norden und Westen ihm vorgelagerte Vorburg.

Das Hochschloß, das „Haus“, wie es damals genannt wurde, lag unmittelbar an der Mottlau. Teile des südwestlichen Eck-

turmes seines Parchams sind in dem Grundstück Burgstraße Nr. 9 nach dem Wasser hin erhalten. Der Südostturm befand sich vor dem heutigen Rohlenhofe Rittergasse Nr. 14—15. Die Mauer, welche die beiden Türme verband, tritt in Resten am Rohlentor zutage und bildet die flußseitige Grundmauer der Grundstücke Burgstraße Nr. 10—11. Nach Nordosten reichte der Parcham bis etwa zur Rittergasse Nr. 18, im Nordwesten bis zur Zapfengasse. Das Hochschloß hatte einen hohen Turm, der als Landwarte weithin die übrigen Gebäude überragte. Ein anderer Turm an der Mottlau diente als Gefängnis.

Während die Burg auf der Mottlauseite nur durch die genannte Mauer geschützt war, die sich bis zum Fischturm hinzog und in einzelnen Teilen auch hinter dem Grundstück Burgstraße Nr. 8 sichtbar ist, war sie auf den anderen drei Seiten von einem breiten Graben umgeben, über den in Verlängerung der Rittergasse eine Brücke zum Hochschlosse führte; sie war durch einen Wehrturm auf der Stelle des Grundstückes Rittergasse Nr. 21 gedeckt.

Vor diesem Graben lag die Vorburg, die eine Reihe von Wirtschaftsgebäuden des Ordens, das Sattelhaus, das Schnitzhaus, das Back- und Kornhaus, die Firmarie, den großen Pferdestall und wohl auch die Schmiede enthielt. Durch zwei breite Gräben, die ein schmaler Landrücken trennte, war sie gegen Angriffe von der Landseite geschützt. Der innere dieser beiden Gräben nahm im Osten den Raum der Grundstücke Rittergasse Nr. 22—30 und Karpfenseigen Nr. 21—1 ein, wandte sich bei der Knüppelgasse nach Westen und stieß, ungefähr der Biegung der heutigen Straße Am Rähm folgend, zu beiden Seiten des „Brausenden Wassers“ am Fischturm auf die Burgmauer an der Mottlau. An der Stelle des Grundstückes Fischmarkt Nr. 51 führte über ihn zum Fischmarkt und damit zum Gebiet der Reichstadt eine hölzerne Brücke, zu deren Schutz ein Turm auf dem Grundstück Altstädtischer Graben Nr. 52 bestimmt war; er lag bereits auf dem erwähnten Landrücken zwischen den beiden Gräben der Vorburg.

Der äußere Graben der Vorburg füllte den Platz zwischen dem heutigen Garnisonlazarett und den Häusern „An der Schneidemühle“ aus und ist in starker Versmälerung in dem Graben wiederzuerkennen, der am Heveliusplatz entlang die Gewässer der Kleinen Radaune der Neuen Radaune bei Karpfenseigen zuführt. Da er bei den Grundstücken Altstädtischer Graben Nr. 50—47 auf den Graben der Rechtstadt stieß, konnte er durch diesen bewässert werden, sein Abfluß erfolgte durch den Eimermachergraben in die Mottlau. Wie sich hieraus ergibt, waren die Burggräben in engstem Zusammenhang mit der Befestigung der Rechtstadt und somit in der Zeit kurz nach 1342 angelegt. Der innere Graben der Vorburg dürfte zwar gleich dem Graben um das Hochschloß gewöhnlich trocken gelegen haben; da er jedoch durch eine Schleuse im Garten des Grundstücks Altstädtischer Graben Nr. 53 mit dem äußeren Graben in Verbindung stand, konnte er im Notfalle gleichfalls bespült werden; seine Entwässerung geschah in die Mottlau durch einen Durchlaß in der Burgmauer am Brausenden Wasser.

War somit die Burg nach Westen und Norden durch dreifache Gräben und Wehrmauern gedeckt, so machte sie im Osten außerdem ein geräumiges Sumpfgelände völlig unangreifbar der sogenannte „Schild“, der durch den Eimermachergraben umschlossen wurde.

Während die Brücke und das Tor am Fischmarkt von den Rittern nur gelegentlich benutzt wurden, lag der Haupteingang zur Burg im Norden. Die Zufahrtstraße führte vom Holzmarkt, der die Grenze zwischen Rechtstadt und Altstadt bildete, an dem Altstädtischen Graben entlang — diese Straße hieß lange Zeit Burggasse — der Schneidemühle des Ordens in der nach ihr benannten Straße zu und überquerte bei der späteren Pulvermühle gegenüber dem Ausgang der Schloßgasse, die den Zuweg zur Burg vom Hakelwerk her vermittelte, den äußeren Graben der Vorburg. Von dort folgte sie dem Landrücken zwischen dem äußeren und inneren Graben, der auf dieser

Seite bezeichnend genug breiter war als im Westen, bis zur heutigen Rittergasse, wo sie über eine Brücke über den inneren Graben auf die Vorburg gelangte. Eine Fähre, nicht eine feste Brücke, wie vielfach behauptet wird, vermittelte ferner in Verlängerung der heutigen Rittergasse nach Süden den Verkehr von dem Hochschloß über die Mottlau zur Schäferei, wo sich die Speicher des Großschäffers befanden.

In dem geschilderten Umfange hat das Ordenschloß, dessen Schönheit und Stärke mehrfach gerühmt wird, gerade ein Jahrhundert überdauert, um dann plötzlich fast restloser Vernichtung anheimzufallen. Denn als die Stadt im Jahre 1454 vom Deutschen Orden abfiel und der König von Polen sich anschickte, die landesherrlichen Burgen zu besetzen, brachen die Bürger, um für alle Zukunft die Verwendung der Burg als polnische Zwingfeste unmöglich zu machen, kurz entschlossen die Mauern und Baulichkeiten des Schlosses, das ihnen am 11. Februar ohne Kampf von den letzten Rittern übergeben war, nieder. Nur dürftige Mauerreste und die Gräben blieben bestehen, bis auch sie bald nach 1620 eingeebnet wurden, um neuen Siedlungen „auf dem alten Schlosse“ Platz zu machen. Nachdem schon vorher auf diesem Raume einige Leerbuden, Färbereien und die Rähmplätze der Tuchmacher angelegt waren, wurde 1630 auf dem westlichen Teil der Vorburg das Zuchthaus erbaut und 1648 das ganze Gelände planmäßig durch Straßenzüge aufgeteilt. Burgstraße und Rittergasse entsprachen dabei den alten Zugängen zum Hochschloß; die Rähmstraße, heute Am Rähm genannt, folgte ungefähr dem Verlauf des inneren Grabens der Vorburg. Knüppelgasse und Steinstraße, die seit etwa 1687 nach den dort gelegenen Häusern des reichen Kirchenwatters von St. Johann, Zacharias Zappio, Zapfengasse heißt, stellten die Querverbindungen her. An der Neuen Radaune, die kurz zuvor ausgeschachtet war, entstand die Straße Karpfenseigen. Von der Burggasse wurde nach der Mottlau zu das Rähmtor durchgebrochen. Zur gleichen Zeit wurde auch der „Schild“ besiedelt, auf dem seit 1640 in der

Großen Bäcker-gasse, Großen Gasse und am Eimermacherhof mehrere Grundstücke ausgegeben wurden.

g) Das Hafelwerk

Die erste bauliche Anlage, die der Deutsche Orden in Danzig schuf, war die Ansiedlung der Bewohner des alten Fischerdorfes Rambau auf dem Hafelwerk. Hatten sie bisher auf dem linken Mottlauufer von dem Gebiet der Rechtstadt an bis zur Rämpe am Mottlauknie zerstreut gewohnt, so mußten sie, wie erwähnt, jetzt der Erweiterung des Stadtgebietes weichen. Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen veranlaßte sie in den Jahren 1308—10, ihre Katen abzubrechen und sich unmittelbar vor der Ordensburg niederzulassen. Sie sollten dadurch in Zukunft vor etwaigen feindlichen Angriffen mehr geschützt und von den übrigen Ansiedlern getrennt unter besserer Aufsicht und gesonderter Verwaltung gehalten werden. Als Hochmeister Karl von Trier am 10. Februar 1312 den Danziger Fischern ihre vormaligen Rechte des Fischfanges und Bernstein-sammelns bestätigte, war das Hafelwerk schon angelegt. Es ist daher nicht weiter wunderbar, wenn in der Handfeste für die Fischer der Name Rambau nicht mehr begegnet und seitdem nur an der einzigen Stelle, die von jener Umsiedlung nicht betroffen wurde, dem Friedhof, haften geblieben ist. Hieß doch dieser Platz, der von den Straßen Am Stein, Niedere Seigen, Spendhausneugasse und Hafelwerk umschlossen wird, noch im 17. Jahrhundert Rambauischer Kirchhof, eine Bezeichnung, die in dem Namen der anstoßenden Straße Rambau fortlebt.

Über die Ausdehnung des ältesten Hafelwerkes, dessen Name zuerst im Jahre 1348 genannt wird, gibt der Stadtplan genaue Auskunft. Es lag auf dem Gelände, das bis in die neueste Zeit von einem schmalen Graben umgeben war, der durch den Radaukanal gespeist wurde, aber wohl schon vor der Anlage dieses Kanals ausgehoben war. Die Siedlung bildete ein Rechteck, dessen Mittelachse und einzige Verkehrsstraße die

Jungferngasse darstellte. Zu ihren beiden Seiten erstreckten sich nach Westen und Osten die Gehöfte der Fischer, die bis zur Großen Ölmühlengasse und zur Straße An der Schneidemühle reichten. Die Plappergasse, Kleine Bäckergasse und Schloßgasse vermittelten den Zugang zu den hinteren Gebäuden.

Der Umfassungsgraben verlief von der Schneidemühle an den Grundstücken Schloßgasse Nr. 8, Kleine Bäckergasse Nr. 4—5 und Spendhaus Nr. 4—1 vorbei bis zur heutigen Straße Hakelwerk, wo er sich nach Norden wandte, um den Grundstücken Hakelwerk Nr. 9—1 zu folgen. Im Süden verlief der Graben von der Schneidemühle aus zwischen den Grundstücken Jungferngasse Nr. 24—25 und 10—9 sowie Große Ölmühlengasse Nr. 14—15 hindurch bis zur Großen Ölmühlengasse Nr. 3—2, wo er im rechten Winkel nach Norden umdrehte und in der heutigen Straße Hinter Adlers Brauhaus bis zum Grundstück Hakelwerk Nr. 1 führte. Ursprünglich mag dieser Graben trocken gelegen haben. Als jedoch der Orden den Radaunekanal — vor 1338 — nach Danzig leitete, wurde das Radaunewasser an der Schneidemühle teilweise in den Schloßgraben und teilweise in diesen Hakelwerkgraben eingeführt. Nachdem schließlich der neue Radaunekanal im Norden des Hakelwerkes — vor 1355 — angelegt war, wurde das Wasser des Hakelwerkgrabens durch einen Abfluß im Verlaufe der Straßen Hinter Adlers Brauhaus und Am Stein dem neuen Radaunekanal bei Niedere Seigen zugeleitet. Das Gelände des ältesten Hakelwerkes umschloß etwa 40 Grundstücke mit rund 200 Einwohnern.

Über diesen Raum ist das Hakelwerk erst im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts hinausgewachsen. Zunächst wurde die nördliche Seite des alten Radaunekanals im Verlaufe der Burggrafenstraße (richtig Burggrabenstraße) und des St. Katharinenkirchensteiges besiedelt. Das übrige Gelände zwischen der Burg, der Katharinenkirche und dem neuen Radaunekanal war zunächst durch Wiesen ausgefüllt, die von den Fischern bewirtschaftet wurden. Erst die Niederlassung der Bir-

gittinnennonnen und die Zuteilung des Gebietes zu beiden Seiten der Tischlergasse an die Altstadt im Jahre 1402 engten diesen Raum beträchtlich ein. Doch erhielten die Fischer zur Entschädigung für diese Abtretungen das Wiesengelände, das von der Mottlau, dem äußeren Graben der Vorburg und dem neuen Radaunekanal begrenzt wurde. Schließlich wurde nach dem Jahre 1454 auch der Rambaauer Friedhof besiedelt.

Nach dem Abfalle Danzigs vom Orden wurde das Hakelwerk der Rechtstadt einverleibt. Da sich seine Bevölkerung im Laufe der Zeit mehr und mehr mit Deutschen vermischt hatte, waren um 1500 nur noch wenige Erinnerungen an das ehemals slawische Gepräge der kleinen Ortschaft vorhanden. Von den Straßen wies nur die Tymmenitzengasse (Tennitz-Gefängnis) einen slawischen Namen auf, der jedoch schon 1511 in Kereweddergasse umgewandelt wurde, bis seit 1624 die Bezeichnung Große Ölmühlengasse üblich wurde. Auch das alte Gemeindehaus, das gegenüber dem Grundstücke Burggrafenstraße Nr. 13, wahrscheinlich an der Ecke von Tischlergasse und Burggrafenstraße auf der Stelle des heute aufgelassenen Grundstückes Tischlergasse Nr. 33 gelegen war, ging zunehmendem Verfall entgegen.

h) Die Altstadt

Die Zusammenziehung der zuvor zerstreut liegenden Fischerkaten auf dem Hakelwerk machte den Raum frei für die Schaffung ausgedehnter Anlagen westlich und nördlich der Katharinentkirche. Seit dem dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entwickelte sich hier eine neue Siedlung. Ihr Ausbau wurde durch den Radaunekanal bestimmt, den die Ordensritter von Praust am Rande der Höhen nach Danzig leiteten, um hier Wasserwerke zu betreiben und die Stadt- und Burggräben zu füllen. Der Kanal, der 1338 schon vorhanden war, führte am Gertrudenhospital auf dem Heumarkt vorbei, trat am späteren Gertrudentor in das Gebiet der Altstadt ein und floß dann am Rande des Holzmarktes und des Hakelwerkes mit einer kleinen

Biegung an der Großen Mühlengasse auf geradem Wege dem Schloßgraben zu, wo er kurz vor seiner Einmündung die Schneide- und Sägemühle des Ordens trieb.

Da das Gefälle des Kanals nicht ausreichte, um eine größere Anzahl von Mühlen in Gang zu halten, wurde wenige Jahrzehnte später, jedenfalls vor 1355, ein neuer Kanal angelegt, der sich oberhalb von Ohra von dem alten Kanal trennte und an Petershagen und der Sandgrube vorbei der Altstadt zuführte. Nachdem er bei Neugarten den Schidlichbach aufgenommen hatte, floß er unter einem rechten Winkel der Katharinenkirche zu und mündete kurz hinter dem Einfluß der Mottlau in die Weichsel.

Die beiden Kanäle, die als „Radaune“ und „Mühlgraben“ voneinander unterschieden wurden, waren die Träger der wirtschaftlichen Entwicklung der Altstadt. An der Radaune wurde außer der schon erwähnten Sägemühle des Ordens um die Mitte des 14. Jahrhunderts dort, wo heute das Deutsche Haus steht, eine Ölmühle angelegt, die den ganzen Komtureibezirk versorgen sollte. An der Ecke der Burggasse und der Schmiedegasse folgte ihr eine Poliermühle, die später als Grünmühle verwendet wurde, und ein wenig weiter in der Burggasse selbst eine Schleifmühle. An die Wasserwerke lehnten sich die Wohnplätze der in ihnen beschäftigten Handwerker und Arbeiter an.

Weit bedeutender war die Einwirkung, die der Mühlgraben, der neue Radaunekanal, auf die Entwicklung der Altstadt ausgeübt hat. In rascher Folge wurden an seinen Ufern zwischen 1355 und 1375 zwei Schleifmühlen, ein Kupferhammer, eine Loh- und Walkmühle für die Gerber und Wollweber, schließlich die große Kornmühle errichtet, die noch heute von der wirtschaftlichen Fürsorge des Ordens Zeugnis ablegt. Etwas weiter oberhalb, unweit der Gertrudenkirche, wurde eine Lohmühle erbaut, die 1397 den Beutlern der Altstadt übergeben wurde.

Vor den Toren der Rechtstadt erhob sich somit eine fabrikreiche Vorstadt, die zwar verfassungsrechtlich mit der älteren

Stadtsiedlung in keiner Beziehung stand, doch schon bald auf die Entfaltung der rechtstädtischen Gewerbe bedeutenden Einfluß gewann.

Die ausgedehnten Gewerbebetriebe erforderten ein mannigfach ausgebildetes Handwerkertum, dessen Mitglieder sich seit den siebziger Jahren gewerklich zusammenschlossen. Schuhmacher und Leineweber, Beutler und Schneider, Krämer und Fleischer, auch die Brauer, die nachmals in der Altstadt eine große Rolle spielten, waren zahlreich vertreten. Während der Handel im wirtschaftlichen Leben der Altstadt zur Ordenszeit ganz zurückstand, wird neben dem Gewerbe die landwirtschaftliche Betätigung einen wichtigen Nahrungszweig ihrer Bewohner gebildet haben.

Die Handwerker ließen sich in unmittelbarer Nähe ihrer Werkstätten nieder; sie bevorzugten dabei für die Anlage ihrer Häuser das trockene, höher gelegene Gebiet, auf dem sich später die Schmiedegasse und Pfeffergasse, die Töpfergasse und die Elisabethgasse, die damals Georgengasse genannt wurde, abzeichneten. Die südnördliche Richtung, in der sich diese Straßen hinziehen, wird aber nicht allein durch die Gunst des Bodens erklärt, sondern auch durch den Umstand, daß die große Landstraße, auf der der Verkehr nach der Küste und dem nördlichen Teil Pommerellens erfolgte, in derselben Richtung verlief und seit alters über das Gelände der Altstadt hinwegführte; sie ist in der Schmiede- und Pfeffergasse noch wiederzuerkennen. Unweit ihres Eintrittes in die Stadt lag der Raschubische Markt, der in seinem Namen die Erinnerung daran bewahrt, daß an dieser Stelle einst die Bewohner des Danziger Landgebietes ihre Erzeugnisse feilzubieten pflegten. Ein gemauertes Kreuz, später Schwarzes Kreuz genannt, bezeichnete seine Stätte.

Die einzigartige Bedeutung, die den Gewerbebetrieben in der Altstadt für den ganzen Komtureibezirk zukam, macht es verständlich, daß der Orden die sich allmählich vergrößernde Ansiedlung weit enger an sich fesselte, als es sonst bei den Städten des Weichsellandes der Fall zu sein pflegte. Der

Orden war und blieb unumschränkter Grundherr des Bodens; er erteilte den Gewerbetreibenden Handfesten und wies den neuen Siedlern Baupläze an; auch verpflichtete er alle Einwohner der Altstadt zu Scharwerksdiensten an dem Radaunekanal.

Aus dem gleichen Grunde wurden verhältnismäßig spät die Bewohner der Altstadt zu einer Gemeinde mit eigener Verwaltung vereinigt. Während die Erteilung bürgerlicher Gerechtsame gewöhnlich gleichzeitig mit der Begründung einer städtischen Niederlassung geschah, folgte sie hier der Entwicklung nach. Erst zwischen 1374 und 1377 wurde die aufstrebende Siedlung zur Stadtgemeinde erhoben mit einem Rat, der sich aus Bürgermeister und Ratsmännern zusammensetzte, und einem eigenen Gericht. Im Jahre 1382 wurde mit Genehmigung des Hochmeisters ein Rathaus errichtet.

In kirchlicher Hinsicht unterstanden die Altstädter wie alle Bewohner der vor den Toren der Reichstadt gelegenen Ansiedlungen dem Pfarrer der Katharinenkirche. Neben dieser Kirche gehörte zu den ältesten Bauwerken auf der Altstadt das St. Georgen-Hospital, das, wie die Spitäler stets, am Rande der Stadtanlage, an der Ecke der heutigen Elisabeth-Kirchengasse und Weißmönchen-Kirchengasse lag; es war für die Aufnahme von Aussätzigen bestimmt und bereits um 1355 vorhanden.

Dem gleichen Zwecke dienten seit dem Ende des 14. Jahrhunderts das Heilige-Leichnams-Hospital am Fuße des Hagelsberges und der Elendenhof, das spätere Elisabeth-Hospital, das sich der armen und kranken Fremden annahm und 1394 durch den Hochmeister zu einem öffentlichen Spital erhoben wurde. Es lag dem Georgen-Spital gegenüber und gewann in den folgenden Jahrzehnten ständig an Umfang und Wertschätzung, zumal es von dem Orden, unter dessen Aufsicht es stand, besonders begünstigt wurde. Da es einzelne Häuser für die Kranken, die Kinder, die Provener und die Pilger enthielt, nahm es einen großen Teil der Außenseite der Elisabethgasse

ein. Das Georgen-Spital trat ihm gegenüber bald an Bedeutung zurück, was auch darin zum Ausdruck gelangte, daß die Straße, in der die beiden Spitäler gelegen waren, in Zukunft nicht mehr nach dem älteren Krankenhause, sondern nach dem neuen Spital genannt wurde. Der Name Georgengasse ging auf die heutige Weißmönchen-Kirchengasse über, zu deren beiden Seiten sich die Baulichkeiten des Georgen-Spitals erstreckten.

So entstand im Nordwesten der Reichstadt unter tatkräftiger Förderung des Landesherrn auf dem bisher unbebauten Gelände eine neue Stadtgemeinde. Da sie zum Teil die Örtlichkeit des alten Fischerdorfes mit umfaßte und gleich dem Hakelwerk St. Katharinen, der Mutterkirche aller Danziger Gotteshäuser, unterstellt war, wurde sie schon bald als Altstadt bezeichnet. Doch erst um 1400 bildete sich ein deutlicher erkennbares Straßennetz in ihr heraus. Quer über den Radaunekanal hinweg dehnten sich vom Holzmarkt bis zum Raschubischen Markt die Schmiedegasse und Pfeffergasse aus. Nach dem Hagelsberge hin verlief in gleicher Richtung die Weißmönchenhintergasse und Elisabethgasse, die mit dem erstgenannten Straßenzuge durch die Georgengasse verbunden waren. Im Nordosten breitete sich die Altstadt bis zum Faulgraben aus, während sie nach Osten hin nicht weit über die Pfeffergasse (heut Pfeifferstadt) hinausreichte.

Dem alten Radaunekanal folgte die Burggasse, die nördliche Seite des heutigen Altstädtischen Grabens, die das Hakelwerk und Schloß mit der Altstadt verband; zwischen ihr und dem Rogelzipfel, der heutigen Burggrafenstraße, verliefen die Schulzengasse, Rätthlergasse, Ochjengasse und Malergasse, während die Große und Kleine Mühlengasse zur Katharinenkirche und der großen Ordensmühle hinführten.

Um eine Verbindung zwischen dem Hakelwerk und der Jungstadt herzustellen, legte der Orden am Beginn des 15. Jahrhunderts den „Neuen Damm“, den heutigen Schüsseldamm, an. Zu diesem Zwecke mußten die Hakelwerker 1402 einen Teil ihres bisherigen Gebiets an die Altstadt abtreten, der auch das

Gelände an dem Neuen Damm zwischen der „Neuen Brücke“, die über den Mühlgraben führte, und der Jungstadt zu kulmischem Rechte verliehen wurde.

In dem gleichen Jahre wurde das Gebiet der Altstadt nach Nordosten erweitert, wo auf Veranlassung des Komturs die Altstadt einen neuen Grenzgraben gegen die Jungstadt anlegen mußte; sie erhielt dafür nicht nur eine Reihe von Grundstücken zugesprochen, sondern auch einen größeren Raum zur Lagerung ihrer Hölzer, den späteren Altstädtischen Holzraum. Wenige Jahre später (1415) wurde der Altstadt das Gelände verliehen, das durch den Neuen Damm, den Mühlgraben, die Weichsel und den soeben erwähnten neuen Graben begrenzt wurde; doch wurde ihr die Verpflichtung auferlegt, hier keine Gebäude zu errichten. Die Besiedlung dieses Gebiets wurde daher erst nach dem Sturz der Ordensherrschaft in Angriff genommen. Am Neuen Damm entstand zwischen 1410—14 das St. Jakobs hospital für kranke Schiffer mit einer kleinen Kapelle.

Mit den Schenkungen des Ordens, durch die das Gebiet der Altstadt eine gewaltige Erweiterung erhielt, konnte der innere Ausbau nicht Schritt halten. Auch fehlte es lange an ausreichenden Festungswerken. Zum Schutz gegen die anrückenden Hussiten wurde zwar 1433 an einigen Stellen ein Plankenzaun errichtet, doch erst seit dem Beginn des dreizehnjährigen Krieges (1454—66) wurden diese Befestigungen stärker ausgebaut, ein Wall aufgeschüttet und mehrere Tore angelegt, die nach den angrenzenden Spitälern benannt wurden. Am Ende des Schüsseldammes lag das Jakobstor und am Ausgange der Pfefferstadt das Heilige-Leichnams-Tor. Während diese beiden Tore sich bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts erhalten haben, ist das Elisabethtor, das wahrscheinlich am Ende der Elisabethgasse gelegen hat, bald eingegangen. Den Zuweg in die Altstadt von Südwesten vermittelte das Gertrudentor am jetzigen „Deutschen Hause“ auf dem Holzmarkt.

Inzwischen hatte die Vereinigung der Altstadt mit der Reichstadt im Jahre 1454 und der Abbruch der Jungstadt, deren

Bewohner zum großen Teil auf das bisher unbebaute Gelände zwischen der Pfefferstadt und dem Schüsseldamm hinüberzogen, die innere Besiedlung der Altstadt beträchtlich gefördert. Für den neuen Bezirk wurde die Bartholomäikirche erbaut und schon 1456 zur Pfarrkirche erhoben.

Die Bevölkerung der Altstadt belief sich um 1500 auf etwa 3600 Einwohner, während die Bevölkerung des Hakelwerks an 600 Köpfe betrug. Sie waren überwiegend deutscher Herkunft, so daß die Zahl der nichtdeutschen Grundbesitzer in der Altstadt nur 6 Prozent und auf dem Hakelwerke höchstens 16 Prozent ausmachte. Es muß dahingestellt bleiben, wieweit diese nichtdeutschen Einwohner Kaschuben, Preußen oder Polen waren.

Der geringe slawische Einschlag, den die Bevölkerung der Altstadt aufwies, macht es verständlich, wenn schon 1459 die dortigen Wollweber sich verpflichteten, keinen Polen als Meister anzuerkennen oder als Lehrling anzunehmen. Ebenso verboten die Ristenmacher, in ihrem Gewerbe polnisch zu sprechen oder zu singen.

i) Die Jungstadt

Außer der Altstadt entstand auf Veranlassung des Deutschen Ordens am Ende des 14. Jahrhunderts noch die Jungstadt Danzig. Unmittelbar an der Weichsel gelegen, sollte sie sich gleich der Rechtstadt dem Handel widmen, an dem gerade zu jener Zeit der Orden lebhaften Anteil nahm. Die Aussetzung der Stadt und die Verwaltung des Gerichts übertrug Hochmeister Winrich von Kniprode am 18. Januar 1380 seinen Getreuen Lange Claus und Peter Sandowin. In der Handfeste, die ihnen erteilt wurde, waren die grundlegenden Anweisungen über die Ausdehnung der Jungstadt, ihr Recht und Gericht und ihre Wirtschaftsverfassung enthalten. Als Vorbild dienten dabei im wesentlichen die Anordnungen, die einige Jahrzehnte zuvor Hochmeister Ludolf König für die Besiedlung der Neustadt gegeben hatte.

Die Jungstadt wurde im Norden der Altstadt am Weichselufer angelegt, doch so weit von ihm entfernt, daß ihr das Weichselhochwasser nicht schaden konnte. Die Grenzen der Stadtfreiheit nach Südosten bildete der später sogenannte Rarpfenteich, ein Graben am heutigen Jungstädtischen Holzraum. Nach Süden und Westen umfaßte die Stadtfreiheit das ganze Gelände vom Fuße des Hagelsberges über Zigankenberg bis hin zu dem Bach von Heiligenbrunn an der Grenze von Langfuhr und Schellmühl. Das Dorf Ziganken und das Vorwerk Ruttke gehörten dazu. Es war ein weiter Bezirk, der von Wiesen, Äckern und dem Wald, der sich auf den Abhängen des Höhenzuges hinzog, bedeckt war.

Die eigentliche Stadt bildete ein Rechteck mit der Schmalseite an der Weichsel. Seine Grenzen werden heute ungefähr im Südosten durch den Feldgraben auf dem vorgenannten Jungstädtischen Holzraum und die Jungstädtische Gasse, im Südwesten durch die Schichaugasse und im Nordwesten durch eine Linie bezeichnet, die quer über die Schichauwerft verläuft. Es ist bemerkenswert, daß für die Ausmessungen dieses Stadtgebietes die Neustadt Danzig, deren Besiedlung gerade damals zum Abschluß gelangt war, als Muster genommen wurde. Die Erstreckung der Jungstadt an der Weichsel entsprach der Uferlänge der Neustadt an der Mottlau, gleichwie ihre Ausdehnung nach der Höhe zu mit der Entfernung zwischen dem Mottlauufer und dem Dominikanerkloster in der Neustadt übereinstimmte. Auch wurde für die neue Siedlung die dort erprobte Vorschrift übernommen, daß zwischen der Stadtmauer und den bürgerlichen Wohnstätten ein Gang von einer Rute Breite verlaufen und die Breite der Grundstücke an den Straßen zwei Ruten betragen sollte. Die Fläche, die für den Markt der Jungstadt nebst Rathaus vorgesehen wurde, war der Längserstreckung des Langen Marktes in der Altstadt angeglichen.

Die Besiedlung der Stadtflur wurde sogleich unternommen. Sie wurde durch vier Hauptstraßen, die Langgasse, die Ober-

gasse, die Niedergasse und die Kalkgasse ihrer Länge nach aufgeteilt. Am Weichselufer lagen auf dem Bollwerk, von dem eine Gasse zum Ringe führte, die Speicher. Die Pfarrkirche der Stadt, St. Bartholomäi, befand sich vermutlich in dem höher gelegenen Teil in der Gegend der Schichaugasse; war doch der größte Teil des Stadtgrundes so sumpfig, daß er erst nach künstlicher Entwässerung und Aufschüttung bewohnt werden konnte. Vor der Stadt lagen drei Spitäler, St. Rochus für die Aussätzigen an der Stelle des späteren Pockenhauses, wo sich jetzt das Gebäude der Eisenbahndirektion am Olivaer Thor erhebt, Allergottesengel, ursprünglich wohl eine Fremdenherberge am Wege nach Langfuhr, in der heutigen Halben Allee, und schließlich St. Jakob an der Weichsel in der Nähe der heutigen Waggonfabrik als Armenhospital. Zwischen den beiden letztgenannten Spitalern lag ferner ein Kloster der Karmeliter an dem Platze der späteren Altstädtischen Ziegelscheune. Aber auch die Jungstadt verfügte schon über eine eigene Ziegelscheune und einen Kalkofen.

Die Zunahme der Bevölkerung durch Einwanderung war recht beträchtlich; sie erfolgte vorwiegend aus den benachbarten Gebieten von Pommerellen und der Weichselniederung. In dem Jahrzehnt von 1400—09 erhielten 779 Personen das Bürgerrecht; zwischen 1410—19 waren es 608, zwischen 1420—29 762, zwischen 1430—39 trotz zunehmender wirtschaftlicher und politischer Schwierigkeiten im Ordenslande noch 428, und zwischen 1440—49 444 Personen. Auf der Höhe ihrer Entwicklung angelangt, erfuhr jedoch die Geschichte der Jungstadt einen jähen Abbruch.

Schon lange war die aufstrebende Siedlung bei ihrer günstigen Lage an der Weichsel der älteren Nachbarin, der Rechtstadt, unbequem gewesen. Zwar kann keine Rede davon sein, daß sie ihrem Handel irgendwie erheblich hätte schaden können, aber ihr bloßes Dasein widersprach dem Grundsatz der Städtepolitik jener Zeit, eine andere Stadt in der Umgebung nicht zu dulden. So gingen die Rechtstädter wohl schon lange mit

dem Gedanken um, bei passender Gelegenheit die Jungstadt für sich zu erwerben, zumal ein Drittel ihrer Grundstücke bereits ihnen gehörte. Als es zum letzten entscheidenden Streit mit dem Orden kam, stellte daher der Rat der Rechtstadt im Jahre 1453 die Forderung auf: „Man soll uns die Jungstadt Danzig schenken.“

Der Gang der Ereignisse brachte es mit sich, daß nicht der Hochmeister, sondern der König von Polen als der neue Schutzherr des Landes der Rechtstadt den Besitz der Nachbargemeinde zuerkannte. In dem Privileg vom 16. April 1454 sprach er ihr alle Zinsen, Gebühren und Einkünfte der Jungstadt zu. Die Bürgerschaft der mächtigen Gemeinde hatte ihr Ziel erreicht; die Nebenbuhlerin konnte ihr nicht mehr gefährlich werden. Sie völlig unschädlich zu machen, sie vom Erdboden zu vertilgen, hat dagegen wohl zunächst nicht in ihrer Absicht gelegen, wurde jedoch schon bald zum Gebot der Stunde. Denn als der Fortgang des Krieges Danzig einer Belagerung durch Ordens-truppen auszusetzen drohte, wurde die Befürchtung laut, daß der Hochmeister sich in der Jungstadt niederlassen würde, um von ihr aus den Handel der Rechtstädter auf der Weichsel zu sperren und ihre Stadt zu berennen. Um ihn an einem solchen Unternehmen zu hindern, wurde der Abbruch der Jungstadt beschlossen. Kurz nachdem am 13. Januar 1455 die Rechtstädter den Feind durch siegreiche Scharmügel abgewehrt hatten, wurde begonnen, die Häuser der Jungstadt, die zumeist nur aus Holz gezimmert und mit Stroh gedeckt waren, niederzubrennen. Anfang Februar war das Werk vollendet. Nur das Kloster der Weißen Mönche, die Pfarrkirche St. Bartholomäi und das Hospital Allerengel blieben vorerst stehen.

Aber auch die zunächst verschonten Gebäude entgingen ihrem Schicksal nicht. Die Bartholomäikirche wurde an ihre heutige Stelle in die Altstadt verlegt und bereits am 28. Januar 1456 erneut mit Pfarrechten ausgestattet. Die Karmeliter zogen ebenfalls dorthin und erhielten am 4. April 1464 das alte Georgenspital in der Elisabethkirchengasse zugewiesen, wo

sie sich eine neue Kirche, jetzt St. Joseph geweiht, erbauten. Nur das Allergottesengelhospital verblieb auf seinem Platze, wenn es auch in den folgenden Jahrhunderten mehrfach verbrannt wurde; es wurde immer wieder aufgerichtet, bis schließlich die Kämpfe bei der Belagerung Danzigs im Frühjahr 1807 seinem Dasein ein Ende setzten. Nur dürftige Mauerreste zeugen heute von ihm.

Der Raum der Jungstadt, an die noch im 17. Jahrhundert einige Reste erinnerten, wurde bald nach ihrer Zerstörung in einen Holzlagerplatz umgewandelt. Als „Jungstadt, darauf das Holz stehet“, lebte er in der Geschichte Danzigs fort, bis erst in allerneuester Zeit, um 1900, auf ihm wieder Wohnstätten erbaut wurden.

k) Der Ausbau der Rechtstadt

In jenen Zeiten, in denen sich rings um die Stadt des 13. Jahrhunderts mehrere Vorstädte herumlegten und zum Teil zu selbständigen Gemeinwesen heranwuchsen, hatte sich ihr Inneres nicht minder verändert. Zwar waren um 1360, als jene Entwicklung einsetzte, ihre Hauptstraßen schon längst voll bebaut gewesen; doch hatten sich in den Quergassen noch gar keine oder nur vereinzelt selbständige Grundstücke befunden. Sie hatten zuvor vorwiegend Stallungen und die Ausfahrten der in den Hauptstraßen gelegenen Häuser enthalten. So waren damals die Ketterhagergasse, die Verholdische Gasse, Makkausche Gasse und Postgasse, die Kürschnergasse, Seifengasse, Brocklosengasse und Ruhgasse noch kaum besiedelt gewesen; in der Melzergasse hatte nur erst ein Erbe gelegen. Das wurde in den nächsten Jahrzehnten anders. Alle siedlungsfreien Stellen wurden ausgenutzt, so daß gegen Ende des 14. Jahrhunderts in der Rechtstadt kein Platz zur Anlage neuer Grundstücke mehr zur Verfügung stand.

Gleichzeitig ging eine weitgreifende Umgestaltung an den vorhandenen Grundstücken vor sich. Um sie für Wohnzwecke besser auszuwerten, wurden sie aufgeteilt oder zusammen-

gelegt, je nachdem es ihre Größe bedingte und das Bedürfnis ihrer Besitzer erforderte. Recht häufig wurden kleine Erben zu größeren vereinigt, da das Verlangen nach mehrgeschossigen Wohnstätten es nahelegte, die Häuser auf breiterer Grundfläche zu errichten; konnten sich doch auf ihre Stockwerke fortan die Leute bequem verteilen, die bisher nebeneinander in niedrigen Buden gewohnt hatten.

Auch wurden die alten Fachwerkhäuser allmählich durch Steinhäuser ersetzt. Um 1350 waren sie noch sehr selten; hundert Jahre später dürften sie in den Hauptstraßen die Regel gewesen sein, zumal die städtische Obrigkeit eifrig bemüht war, sie auch in den entlegeneren Stadtteilen einzuführen, um der stets drohenden und oft verheerenden Feuersgefahr wirksamer zu begegnen. Zudem boten sie der dringenden Wohnungsnot eine bessere Abhilfe. War doch längst das Einfamilienhaus dem Mehrfamilienhaus gewichen. Denn schon um 1380 wies nur die Hälfte aller Grundstücke noch eine einzige Haushaltung auf, ein Viertel beherbergte schon zwei Familien, und in manchen Häusern wohnten sogar drei bis sechs und mehr erwerbstätige Personen. Die Keller- und Hintergebäude waren vielfach ausgebaut und vermietet.

Die Ursache dieses Wandels, der durchaus an neuzeitliche Zustände erinnert und die Verhältnisse jener beweglichen Kolonisationszeit verdeutlicht, lag in der ungemein starken Zuwanderung, die in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts nach Danzig stattfand. In den Jahren 1364—99 haben sich nicht weniger als 2700 Personen allein in der Reichsstadt neu niedergelassen. Sie machten 43 Prozent der Gesamtzunahme der Bevölkerung aus, die sich zum anderen Teile durch das natürliche Wachstum der Einwohnerschaft vermehrte. Die Einwanderung erreichte ihren größten Umfang mit 140 Personen im Jahre 1364, 117 Personen im Jahre 1378 und 115 Personen im Jahre 1383. Insgesamt erwarben in dem genannten Zeitraum 6289 Personen, Einheimische und Fremde, das Bürgerrecht; der Jahresdurchschnitt betrug somit 175 Per-

jonen. So kam es, daß schon um 1380 die Bevölkerung der Rechtstadt rund 10 000 Köpfe zählte und um 1415 mit den Vorstädten zusammen an 20 000 Einwohner erreichte.

Die Zugöglinge wandten sich in erster Reihe den wirtschaftlich günstig gelegenen Straßen und Stadtteilen zu. Die Langgasse und Heilige-Geist-Gasse wurden von ihnen ebenso aufgesucht wie die damals neuaufgeschlossenen Quergassen zwischen der Langgasse und Topengasse, sowie die Kleine Hofennähergasse; dagegen waren die Kürschnergasse, Große Hofennähergasse, Kleine Krämergasse, Korkenmachergasse, Goldschmiedegasse und Kohlengasse weniger beliebt. Beachtenswert ist, daß die Bewohner der Neustadt weniger der Fremde als den älteren Teilen der Rechtstadt entstammten. Anscheinend wurde die eingeseffene Bevölkerung von den wirtschaftlich leistungsfähigeren Schichten der Einwanderer aus ihren alten Sizen verdrängt und deshalb genötigt, die neuentstehenden Vorstädte aufzusuchen.

So fand ein steter Kreislauf in der Einwohnerschaft zwischen den einzelnen Stadtteilen statt. Er prägte sich auch dadurch aus, daß oft dieselben Bürger in der Rechtstadt ihre Wohnhäuser, in den Vororten ihre Gärten und auf dem rechten Mottlauufer ihre Speicher hatten. Mochten Rechtstadt und Vorstadt, Altstadt und Jungstadt, Mattenbuden und Neugarten noch so verschiedenen Zwecken dienen und zu verschiedenen Zeiten besiedelt sein, so bildeten sie doch alle eine große Siedlungseinheit, die gemeinsam zu verwalten und gegen etwaige feindliche Angriffe zu schützen im Laufe der Zeit nicht nur ein wirtschaftliches Erfordernis, sondern auch eine politische Aufgabe ihrer Kernsiedlung werden mußte. Die Vereinigung der drei zuvor getrennt verwalteten Städte unter der Oberleitung der Rechtstadt im Jahre 1454 bildete deshalb in gewissem Sinne den Abschluß jenes Entwicklungsabschnittes, der in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit der Aussonderung der einzelnen Siedlungen begonnen hatte. Es galt fortan aus diesem Ergebnis nach außen hin die notwendigen Folgerungen zu ziehen.

Sie bestanden politisch und wirtschaftlich in einer stärkeren Machtentfaltung der Stadt und wirkten sich räumlich in der Herstellung einer Gesamtbefestigung und der Vollendung der Bauwerke aus, die während des letztvergangenen Zeitraumes zu bauen angefangen waren.

4. Die Bauwerke der Gotik

a) Die Befestigungen

Im Werden eines Stadtbildes kommt den Befestigungen besondere Bedeutung zu. Da sie für den Schutz der von ihnen umschlossenen Siedlungen bestimmt sind, werden sie gewöhnlich errichtet, sobald der Stadtraum eine Erweiterung erfahren hat oder kurz darauf erhalten soll. Jedem Siedlungsabschnitt pflegt deshalb ein besonderer Befestigungsring zu entsprechen. Einzelne kriegerische Ereignisse üben dagegen, weil sie zumeist nicht vorauszusehen sind, außer den notwendigen Ausbesserungen und stellenweisen Verstärkungen nur dann auf die Ausgestaltung der Stadtwerke einen Einfluß aus, wenn sie mit einer an sich schon bedeutsamen Ausbreitung der Siedlungsflächen zusammenfallen. Denn der Bürger des Mittelalters, der häufig mit feindlichen Überfällen rechnen mußte, sorgte stets vor. Auch war die Mauerwehr der Gegenstand seines Stolzes, so daß er sich ihrem Ausbau selbst ohne besonderen Anlaß widmete und nicht selten neuere Errungenschaften der Technik vernachlässigte, nur um durch prunkende, in die Augen fallende Mauern und Türme den Nachbarstädten es gleichzutun.

Auch in Danzig erfolgte die Anlage der Stadtbefestigungen im engsten Zusammenhang mit der Ausbreitung der Siedlung. Wann die Stadt zuerst Wehrbauten erhalten hat, ist aus Mangel an Quellen nicht zu entscheiden. Immerhin dürften sie spätestens in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden sein, da sie bereits 1271 niedergelegt wurden. Ihre Erneuerung im Jahre 1295 nahm auf die Erweiterung der Stadt nach der

Mottlau, nach der Hundegasse und dem Straßenzuge der Serbergasse und Wollwebergasse Rücksicht; doch wurden diese Bauten schon bald ein Opfer der politischen Ereignisse. Bei der Einverleibung Danzigs in den Ordensstaat 1308 wurden sie abgebrochen. Die Folge war eine weitere Hinausschiebung der Siedlungen nach allen Seiten hin und die Errichtung der nunmehr schon dritten Befestigungsanlage, die aber, abgesehen von den Haupttoren, nach alter Überlieferung nur aus Gräben und Schurzwirk bestand. Erst nach dem Jahre 1343 wurde sie in festem Mauerwerk ausgebaut.

Den entscheidenden Anstoß zu diesem Umbau scheint die Besiedlung der Neustadt gegeben zu haben, die sogleich in den Bereich der neuen Anlagen miteingeschlossen wurde. Rings um die alte Rechtstadt und die Neustadt zog sich fortan ein Kranz von zinnenbesetzten Mauern mit mächtigen Türmen und vorgelegten Gräben, deren Verlauf durch die heutigen Straßen Vorstädtischer Graben im Süden, Reitbahn, Kohlenmarkt und Holzmarkt im Westen und Altstädtischer Graben im Norden bezeichnet wird. Die Mauern folgten jenem schmalen Gange, der in der Dienergasse und Hintergasse, Kleinen Serbergasse, Kleinen Wollwebergasse und Kleinen Scharmachergasse erhalten ist. Am Glockentor, am Ende der Heiligen Geistgasse, wurden die Befestigungen der Neustadt an die Anlagen der älteren Stadtteile angefügt. Laternengasse, Mauergang und gewisse Teile des Büttelganges bildeten hier den an der Mauer entlang führenden Gang, der nach den Bestimmungen der Handfeste von 1342/43 eine Rute breit sein mußte. Nur am Mottlauufer durften sich die Grundstücke unmittelbar an die dort vorgefehene, aber erst später ausgeführte Mauer anlehnen; die Straßen Fischmarkt, Petersiliengasse und Drehergasse verliefen deshalb in weiterem Abstände vom Flusse, als es bei den älteren Ufergassen der Fall war.

Der Beginn der Bauarbeiten erfolgte nach einer Überlieferung, die aus dem 16. Jahrhundert stammt, zur Fastenzeit des Jahres 1343 an dem Turm auf dem Stadthofe. Im Jahre 1348

war bereits die Mauer am Dominikanerkloster errichtet und 1357 konnte das Heilige-Geist-Hospital an seine jetzige Stelle, die Tobiasgasse, verlegt werden. Es stimmt damit überein, daß 1353 der Fischmarkt zum ersten Male erwähnt wird.

Den Eingang in die Langgasse deckte der Hohe Turm mit dem nach ihm benannten Hohen Thor. Erst nachdem 1604 das Stadtgefängnis, der Stock, in ihn verlegt war, erhielt er den Namen Stockturm. Sein Bau begann im Jahre 1346 und umfaßte zunächst nur die fünf unteren Stockwerke; 1506—09 wurden sie um zwei weitere Geschosse vermehrt und der Turm durch den Stadtmaurer Michael Enkinger mit einer zierlichen Bedachung versehen. Die Südostecke der Stadtmauer bildete der Ankerschmiedeturm, die Südwestecke der Turm am Stadthofe, die Nordwestecke der Rick in de Röck, der seinen Namen dem Umfande verdankte, daß der Turmwächter in die Küche des benachbarten Dominikanerklosters hineinschauen konnte. Die Nordostecke der Stadt wurde durch die Burg hinreichend geschützt. Auch die Verbindungsmauern zwischen diesen Ecktürmen waren durch Zwinger und Türme gesichert, zu denen der Strohturm am Zeughaufe und der Blumentopf genannte Turm hinter dem Dominikanerkloster gehörten, der, um 1390 erbaut, im Jahre 1895 abgebrochen wurde, um der neuen Markthalle Platz zu machen.

Vorher waren bereits die Stadttore ausgebaut; im Jahre 1378 werden im Süden das Ankerschmiedetur und Ketterhager-tor, im Westen das Hohe Thor, das alte Heilige-Geist- oder Glockentor und das Breite Thor, an der Mottlau das Ruhtor, das Roggen- oder Grüne Thor und das Heilige-Geist-Thor erwähnt. Doch war damals auch schon das Krantor vorhanden, und wenig später dürfte das Haustor am Ende der Dämme hinzu gekommen sein.

Die Mottlauseite der Neustadt wurde erst kurz vor dem Ende der Ordenszeit gesichert. Im Jahre 1443 wurde das Krantor, das zuvor nur aus Holz bestand, in Stein ausgebaut und 1448 die Mauer vom Fischmarkt bis zum Johannistor aufgeführt.

Das Häkertor entstand gar erst 1482. Das Krantor war etwas vorgeschoben, um das gesamte Mottlauufer bestreichen zu können; denn wie alle Türme war es für die Aufnahme von Geschützen eingerichtet. Dem gleichen Bauabschnitt entstammte das Brotbänkentor, das noch das Danziger Wappen in seiner zur Ordenszeit üblichen Form mit zwei weißen Kreuzen im roten Felde ohne die goldene Krone zeigt, die erst im Jahre 1457 durch Verleihung des Königs Kasimir hinzukam.

Die übrigen Siedlungen vor den Mauern der Rechtstadt hatten zunächst gar keine oder nur dürftige Befestigungen. Die Vorstadt erhielt 1414 im Südwesten den sogenannten Bischofsturm; doch war sie im Jahre 1433 gegen die Angriffe der Hussiten kaum besser geschützt als die Altstadt, die nur an den gefährlichsten Stellen noch im letzten Augenblicke mit Palisaden umgeben wurde. Erst die Vereinigung der Altstadt mit der Rechtstadt bot die Möglichkeit zu einheitlicher Ausgestaltung der gesamten Festungsanlagen, einem Unternehmen, das durch die drohende Kriegsgefahr beschleunigt wurde; doch mußte die endgültige Umwehrung auf die Friedenszeit verschoben werden. In den Jahren 1475—1490 wurde die Vorstadt mit Mauern und Gräben umgeben, die am Trumpfturm (1487) an der Mottlau begannen und sich über den Wallplatz am Mittel-turm (1486) und Neuen Turm (1475) vorbei bis zur späteren Bastion Wieben und von dort am Wiebenwalle und Karrenwalle entlang bis zum Hohen Tore erstreckten. In der Verlängerung des Vorstädtischen Grabens wurde der Wall durch das Karrentor (1463) durchbrochen. Um allen Notfällen vorzubeugen, wurde ferner die alte Mauer vom Ankerschmiedetor bis zum Ketterhagertor 1486 durch einen neuen Zwinger verstärkt, nachdem kurz zuvor das Fischertor und das Ketterhagertor ausgebaut waren.

Die Arbeiten in der Altstadt begannen 1482 mit dem Ausbau des Jakobstores am Ende des Schüsseldammes und wurden in den nächsten Jahren über das Heilige-Leichnams-Tor am Ausgange der Pfefferstadt und das Elisabethtor bis zum Gertruden-

tore fortgeführt, von dem ein Wall mit Mauern an der Südseite des Holzmarktes den Anschluß an die alte Mauer der Rechtstadt am Glockentor herstellte. Der Radaunekanal wurde dabei über den Stadtgraben hinweggeleitet. In gleicher Weise führte ein Wall von dem Finstersternturn (1492) hinter dem Jakobshospital am Rambau entlang zum Alten Schlosse. So war um 1500 die gesamte Stadt mit einer neuzeitlichen Befestigung umgeben, die, als 1515 ein neuer Krieg gegen den Hochmeister bevorstand, nur geringfügiger Verbesserungen bedurfte. Die Gräben wurden vertieft und an einigen Stellen, wie bei den Speichern, die noch nicht vollendeten Wälle fertiggestellt und mit Blochhäusern besetzt. Auch wurde der Raum des Alten Schlosses mit Planken eingezäunt. Die wichtigsten Bauten dieser Jahre waren der Halbmond genannte Turm (1516—17) an der Silberhütte und der Milchkanmenturm (1517—19).

b) Die öffentlichen Gebäude

Im Schutze dieser machtvollen Befestigungen entstanden die öffentlichen Gebäude, die für Verwaltungszwecke bestimmt waren oder dem Handel und Verkehr dienen sollten. Es ist in einer Handelsstadt wie Danzig kein Zufall, daß das einzige Gebäude, das außer den Kirchen bereits für das 13. Jahrhundert bezeugt wird, ein Kaufhaus war. Seine Errichtung wurde im Jahre 1298 von dem damaligen Landesherrn, dem Herzog Wladislaw, den Lübecker Kaufleuten, die in Pommerellen Handel trieben, gestattet; doch haben die Lübecker schon 1336 auf ihre Rechte an diesem Kaufhause zugunsten der Stadt verzichtet.

Ob die einheimische Bürgerschaft zu jener Zeit daneben ein eigenes Kaufhaus besessen hat, ist nicht erweisbar. Im Jahre 1342/43 legte jedoch Hochmeister Ludolf König den Bürgern Zinsleistungen von einem Kaufhause auf, das also inzwischen entstanden sein muß. Wie in den übrigen preußischen Städten dürfte sein unteres Geschoß als Gewandhaus und sein oberes

Geschoß als Versammlungsort des Rates und der Schöffen verwendet sein. Wenn irgendwo ist es an dem Platz des späteren Rathhauses zu suchen, da in allen Hansestädten die Rathhäuser räumlich und baulich auf ältere Kaufhäuser zurückzuführen sind. Auch vermerkt das älteste erhaltene Erbbuch der Reichstadt, das 1357 als Ersatz für ein noch älteres Buch angelegt

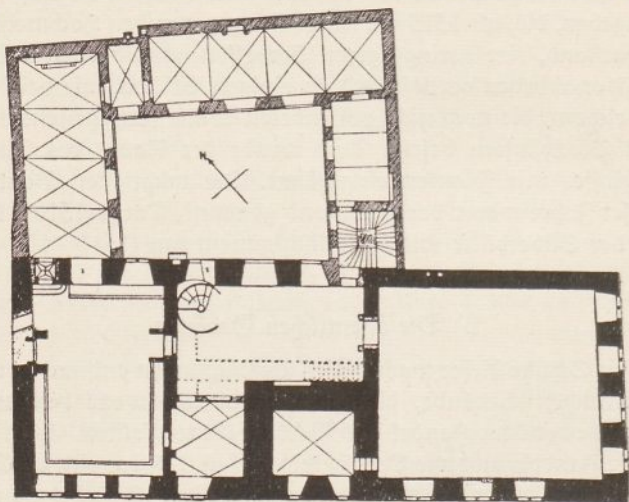


Abb. 1. Das Rathhaus der Reichstadt

wurde, städtischen Grundbesitz an der Stelle des Rathhauses, an der Ecke der Langgasse und Großen Krämergasse. Zwei weitere städtische Grundstücke lagen in der Langgasse nach der Beutlergasse zu, ein viertes in der Großen Krämergasse. Eines dieser Grundstücke dürfte jenes Kaufhaus gewesen sein, das jedoch damals schon mehr und mehr als Verwaltungsgebäude gebraucht wurde. Es wird 1376 ausdrücklich als Rathhaus bezeichnet. Da das Gebäude für die vermehrten Bedürfnisse der städtischen Verwaltung nicht ausreichte, wurde im Jahre 1378 ein Neubau, vermutlich unter Zusammenlegung mehrerer

Grundstücke, an der Ecke des Langen Marktes begonnen, der sich bis in das Jahr 1382 hinzog.

Der Neubau des Rathhauses erfolgte unter der Leitung des Stadtmaurermeisters Heinrich Ungeradin, der kurz darauf auch den Erweiterungsbau der Marienkirche ausführte. Im Grundriß ist der damalige Bau noch völlig im heutigen Gebäude erhalten. Er hatte ein Erdgeschoß, in dem sich unter anderem die Kleine Wage befand, und ein Obergeschoß, in dem die Sitzungssäle der städtischen Körperschaften lagen. Auch wurde bereits damals ein Turm geplant; im Jahre 1465 empfing er eine Spitze und eine Uhr; er reichte bis zum Ansatze der Ecktürmchen. Seine Erhöhung erfolgte genau, wie bei dem Glockenturm von St. Marien und dem Hohen Turm vor dem Langgasser Tor, erst, als die Erweiterung des Stadtgebietes seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine weitere Ausschau erforderlich machte. Waren doch die Türme nicht nur zum Schmuck der Stadt, sondern auch zur Beobachtung feindlicher Annäherungen und ausbrechender Feuersbrünste bestimmt. In den Jahren 1486—92 wurde daher der Rathhausturm um jene drei Geschosse erhöht, in denen sich jetzt die Turmuhr befindet. Vier schmale Ecktürmchen umgaben die mittlere Turmspitze. Gleichzeitig wurde das zweite Obergeschoß des Rathhauses ausgebaut und die Ostseite nach dem Langen Markte hin mit einem Prunkgiebel versehen. Seine Formen wiesen weitgehende Übereinstimmung mit dem Giebel des Hansehauses in Brügge auf, das nach 1457 und vor 1478 von dem Baumeister Jan van de Poole erbaut war. Der Giebel ist im wesentlichen unverändert geblieben; nur die jetzige Ausgestaltung seiner Galerie und die Laternen seiner Ecktürmchen entstammen dem Ende des 16. Jahrhunderts.

War das Rathaus der Sitz der weit um sich greifenden Tätigkeit des Rates und des Gerichtes, denen sich seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts eine Vertretung der Bürgerschaft, die sogenannte dritte Ordnung, zugesellte, so lag ihm gegenüber am Langen Markt die vornehmste Stätte bürgerlicher Geselligkeit, der Artushof. Da die bisherige Anschauung, daß er erst

nach 1348 errichtet sein könnte, nicht zu Recht besteht, hindert nichts, seine Entstehung in die gleiche Zeit zu verlegen, in der nachweisbar auch in anderen Hansestädten wie Thorn (um 1310), Stralsund (1316), Elbing (vor 1319), Riga (vor 1329)

und Braunsberg die Patrizier Artushöfe begründet haben. Er dürfte somit etwa zwischen 1320–30 von der St. Georgenbrüderschaft, der ältesten Gilde des Patriziats, erbaut sein.

Im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts, vielleicht kurz vor dem Beginn des Rathausbaues und gleichzeitig mit der Abfassung der ältesten bekannten Hofordnung scheint der Artushof massiv ausgebaut zu sein; 1379 waren an ihm Maurer tätig. Hundert Jahre später wurde er jedoch in der Nacht vom 27. zum 28. Dezember 1476 durch einen Brand heimgesucht, der seinen völligen Neubau notwendig machte, zumal ein Vierteljahr darauf der daneben gelegene Kleine Hof

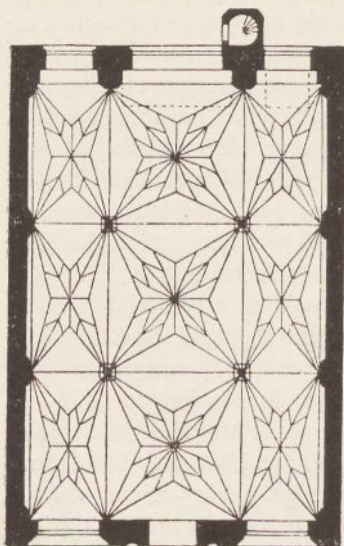


Abb. 2. Der Artushof

von demselben Mißgeschick ereilt wurde. Der Neubau, der bis zum Ende des Jahres 1481 vollendet wurde, zeigte gänzlich veränderte Formen. Im Grundriß fast quadratisch, hatte er einen weiten, hochragenden Hallenraum, dessen Gewölbe von vier schlanken Granitsäulen getragen wurden; wie vermutet wird, sind ihre Werksteine den Trümmern der Ordensburg entnommen. Die im Artushofe verkörperte Raumauffassung war in bewußter Ablehnung der Bauformen der strengen Gotik dem gerade damals in Danzig beliebten System der Hallenkirchen

auf das engste verwandt. Die Fassade nach dem Langen Markte hatte spitzbogige Fenster und einen Staffelgiebel, wie er nach der Brotbänkengasse, dem alten Schnüffelmarkt, noch erhalten ist.

Da der Artushof nach seinem Neubau weiteren Kreisen der Bürgerschaft zugänglich gemacht wurde, zog sich seine Begründerin, die Georgenbrüderschaft, von ihm zurück und errichtete sich auf ihrem Schießgarten am Langgasser Tor 1487—94 ein eigenes Klubhaus, die Georgshalle, die ursprünglich neben dem älteren, kleineren Tor recht stattlich ausgesehen haben mag. Heute wird sie durch den unförmigen Bau des benachbarten Warenhauses erdrückt und ist auch im Innern stark umgestaltet. Der kleine Turm mit dem Bilde des St. Georg wurde, weil er baufällig geworden war, 1831 abgebrochen und erst 1882 wiederhergestellt. Die Halle wurde ihrer ursprünglichen Bestimmung schon früher entfremdet, da sie von der Stadt seit dem 16. Jahrhundert mehrfach zu öffentlichen Zwecken, so zur Siegelung der über Danzig verfrachteten Tuche, verwendet wurde.

Dagegen hat ein anderes Bauwerk der Gotik, die Große Mühle, im Laufe der Jahrhunderte sich nur wenig verändert. Nachdem sie von dem Orden zur Vermahlung des im Komtureibezirke Danzig geernteten Getreides schon vor 1364 am Radaunekanal angelegt war, brannte sie zwar einige Jahrzehnte später ab, wurde jedoch kurz darauf in ihrer heutigen Gestalt wiedererrichtet. In ihrer massigen Form und in ihrer Leistungsfähigkeit — sie hatte nicht weniger als 18 Räder — ist sie zum anschaulichsten Denkmal jenes wirtschaftlichen Aufschwunges geworden, den die Ordensherrschaft über das Land gebracht hat.

War die Große Mühle vom Orden erbaut, so war das Krantor, das heute nicht minder als Wahrzeichen des Danziger Handels gilt, allein der Tatkraft der rechtsstädtischen Bürgerschaft zu danken. Die erste Vorrichtung zur Hebung schwerer Lasten aus den Schiffsbäuchen und zum Umlegen der Mast-

bäume war am Ende der Breitgasse schon in den Anfängen der Neustadt geschaffen worden; im Jahre 1367 war sie bereits vorhanden. Nachdem aber dieses Gebäude, das anscheinend nur aus Fachwerk bestand, mehrere Male abgebrannt war, wurde 1443 trotz des Widerspruches des Hochmeisters, der einen weit kleineren Bau für genügend erachtete, im Zusammenhang mit den damaligen Befestigungsarbeiten am Mottlauufer, der Grund zu dem jetzigen wuchtigen Gebäude gelegt. Es war seinerzeit die weitaus größte Anlage dieser Art und in seinen Ausmaßen so recht aus den schier unbegrenzten Möglichkeiten des ostdeutschen Koloniallandes herausgewachsen.

c) Die Bürgerhäuser

Die Entstehung des Danziger Bürgerhauses geht mit der Begründung der Stadt auf den Anfang des 13. Jahrhunderts zurück. Da es für die Unterbringung des Kaufmanns und seiner Waren bestimmt war, wurde es von Anfang an, weit mehr, als es in Mittel- und Westdeutschland der Fall war, den Bedürfnissen des Handels angepaßt. Zwar pflegte der Danziger Bürger sich zunächst auch Vieh, später wenigstens einige Schweine zu halten; doch hat er Ackerbau niemals betrieben, sondern sich mit dem Anbau von Rüchengewächsen in den Gärten der Vorstädte begnügt. Er brauchte deshalb außer dem Wohnhause mehr einen Speicher als eine Scheune und, da er eigenes Fuhrwerk nur in Ausnahmefällen benötigte, war für ihn weder ein geräumiger Hof, noch eine ausgedehnte Stallung erforderlich. Anders als im Mutterlande ist daher das ostdeutsche Bürgerhaus nicht ohne weiteres von dem Bauernhause der Nachbarschaft abzuleiten. Als die ländliche Bevölkerung des Ordensstaates in die Städte zog, war zudem die Form des Bürgerhauses wenigstens in einer Stadt wie Danzig bereits ausgebildet. Die Bürger hatten sich die Erfahrungen und das Vorbild der Bürgerhausentwicklung ihrer Heimat zunutze gemacht. So sind in Danzig weder Anklänge an die altpreußi-

schen oder slawischen Hausanlagen nachzuweisen, noch ist das Vorlaubenhaus hier übernommen worden, das vielleicht in Anlehnung an ostgermanische Hausformen im Ordensstaate auf dem Lande und in den Städten auf dem rechten Weichselufer, wie in Marienburg, Heilsberg und Marienwerder, weite Verbreitung gefunden hatte. Aber auch auf bestimmte Gegenden Altdeutschlands ist das Danziger Bürgerhaus bisher nicht zurückzuführen gewesen. Es läßt sich nur sagen, daß es die meisten Übereinstimmungen mit den städtischen Wohnbauten Niederdeutschlands besitzt, eine Tatsache, die um so mehr zu beachten ist, als an der Entwicklung der Stadt auch mitteldeutsche Einwanderer in größerer Zahl mitgewirkt haben.

Bei der Enge des städtischen Weichbildes war die Grundfläche, die den Siedlern zur Anlage ihrer Wohnhäuser überlassen werden konnte, sehr beschränkt, die Front an der Straße war nur zwei bis drei Fenster breit. Für die Grundstücke auf dem Gebiet der Neustadt zwischen den Dämmen und der Mottlau war anfangs eine Breite von zwei Ruten (8,5 Meter) und eine Länge von sieben Ruten (30 Meter) vorgesehen. Doch wurden diese Normalmaße im Einzelfalle meist stark abgeändert. So betrug die durchschnittliche Breite der Häuser in den Hauptstraßen der Rechtstadt 4—6 Meter, die Länge 20—30 Meter.

Aus diesen Maßverhältnissen ergab sich die Gestaltung des Grundrisses der bürgerlichen Hoffstätten. Vorne an der Straße lag das Wohngebäude, dahinter der Hof, auf dem sich Speicher, Schuppen, Bachhäuser, Mahlhäuser, Schweineköfen und Heimlichkeiten befanden; er hatte oft einen Ausgang nach einer der Quergassen oder ging bis zur nächsten Hauptstraße durch.

Das Haus hatte in seinem unteren Geschoße eine weite Diele, die den Zugang zum Hof vermittelte und von der eine Treppe zum oberen Stockwerk mit den Wohnräumen führte. In der Diele lag auch die Arbeitsstube des Hausherrn, mochte er Kaufmann oder Handwerker sein. Die Haustüre befand sich stets in der Mitte der Hausfront. Die Fassade war durch Eisenen oder verschiedenartige Lagerung der Ziegel belebt. Seltener

wurden Glasursteine angebracht, wie sie bei den Kirchenbauten beliebt waren. Die Siebelformen zeigten mehrfache Ausgestaltungen; entweder folgte die Siebellekante der schrägen Dachlinie und war dann häufig mit kleinen fialengleichen Aufsätzen verziert, oder das Dach war durch einen Staffelgiebel verdeckt, der mit Blendnischen geschmückt war und dessen Stufen öfters Zinnen trugen. Schließlich kam auch ein wagerechter Abschluß der Fassade vor, wobei das Gesims gewöhnlich ebenfalls Zinnen aufwies. Der Backstein war farbig, meist ziegelrot angestrichen. Die Frieße und Blenden waren in heller Tönung gepußt; gelegentlich, wie einst am Pfarrhof Nr. 7, wurde die glatte Mauerfläche mit weißen Maßwerkauftragungen versehen. Eine Bekleidung der Fassade mit Haussteinen ist dagegen nur von einem einzigen Hause bekannt, das sich ehemals in der Brotbänkengasse Nr. 14 befand und jetzt am Kavalierrhause auf der Pfaueninsel bei Potsdam eingebaut ist; sie gehörte bereits der letzten Zeit der Spätgotik an.

Die Entwicklung des mittelalterlichen Bürgerhauses läßt sich leider nur noch an wenigen Beispielen verfolgen. Die ältesten Wohnbauten haben gewiß nur ein Geschöß mit größerem Dachraum gehabt, der zugleich als Warenspeicher diente. Erst die Zunahme der Bevölkerung führte zu einer fortgesetzten Aufstockung, die lezthm die Umwandlung des alten Holz- und Fachwerkhäuses in einen Backsteinbau erforderlich machte. Die frühesten Steinhäuser kamen im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts auf, als sich immer größere Menschenmassen in den älteren Stadtteilen zusammendrängten. Doch erst kurz vor 1450 war die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß der Rat die künftige Herstellung von Holzhäusern und Strohdächern verbieten konnte. Die nächsten Jahrzehnte brachten die Errichtung mehrgeschossiger und kunstvoll verzierter Backsteinbauten, von denen einige noch erhalten sind.

Zu den ältesten Häusern Danzigs gehört Frauengasse Nr. 1 an der Marienkirche und der Bauart nach das Fachwerkhäus Kleine Mühlengasse Nr. 11, das zwar bei späterer Erweiterung

umgestaltet wurde. Beide Häuser reichen wohl noch in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zurück. Weit größer und prunkvoller ist das Doppelhaus Kleine Hofennähergasse Nr. 9—10, das bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Später traten mannigfaltige Formen auf: Pfarrhof Nr. 7, Frauengasse Nr. 24 und Kleine Hofennähergasse Nr. 11. Die Häuser Breitgasse Nr. 75 und Frauengasse Nr. 12 zeigen in der Behandlung der Fassade gewisse Ähnlichkeiten mit den Bierformen der Georgshalle. Der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind das Haus Röpergasse Nr. 23 und der Speicher Graue Gans in der Judengasse Nr. 15—16 zuzuschreiben. Es sind dürftige Reste des einstigen Schmuckes der Stadt an spätgotischen Häusern. Denn ihre große Zahl lassen noch manche alten Stadtansichten erkennen, wie das Bild auf der Tafel über dem Eingang zur großen Sakristei in der Marienkirche (Mitte des 16. Jahrhunderts), das Gemälde Anton Möllers vom Binsgrotschen im rechtsstädtischen Rathause, das einen Blick auf den Langen Markt und in die Langgasse um 1600 gewährt, ferner ein großer Stadtprospekt um 1593 und mehrere Stiche von Agidius Dickmann von 1617.

d) Die Kirchen

Unter den Danziger Kirchen, die gegenwärtig noch im Bereich der alten Stadt liegen, sind ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sieben Pfarrkirchen: St. Katharinen, St. Marien, St. Johann, St. Peter und Paul, St. Bartholomäi, St. Salvator und die Königliche Kapelle; vier Kirchen waren einst Klosterkirchen: St. Nikolai, St. Birgitten, St. Trinitatis und St. Joseph; fünf waren Hospitalkirchen: Heilige Geist, Heilige Leichnam, St. Elisabeth, St. Barbara und St. Jakob. Dazu sind die Hospitalkirchen St. Gertrud, St. Georg und Allergottesengel eingegangen. Mit Ausnahme von St. Salvator und der Königlichen Kapelle, die im 17. Jahrhundert errichtet wurden, sind alle diese Kirchen schon vor der Reformation gegründet worden. Die Bedeutung der Gotik für die Gestaltung

des Danziger Stadtbildes ist demnach offensichtlich. Obwohl dem heutigen Betrachter die prunkenden Bürgerhäuser und die reizvollen Straßenansichten aus dem 16. und 17. Jahrhundert für Danzig besonders kennzeichnend erscheinen, sind doch auch diese mittelalterlichen Kirchen aus seinem Gesamtbilde nicht fortzudenken, ohne es seiner stärksten Wirkungen zu berauben. Ihre glatten, kahlen, hochaufragenden Mauerwände, ihre weitgereckten Fensterluchten und ihre trutzigen, kloßigen Türme erinnern so recht an die erste Blütezeit bürgerlicher Unternehmungslust zwischen 1350 und 1500. Denn obwohl einige der Kirchen in ihren Anfängen bereits auf das 12. und 13. Jahrhundert zurückzuleiten sind, entstammt ihr heute sichtbares Äußeres in allen wesentlichen Zügen erst der Schaffenskraft der beiden nächsten Jahrhunderte.

Wenn die St. Katharinentirche, wie aus mancherlei Anzeichen vermutet werden darf, bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts begründet wurde, ist sie als eine der ältesten Bauten des Weichselgebietes zu betrachten und wahrscheinlich, wie viele andere alte Kirchen Pommerellens, ursprünglich ein kleiner Holz- oder Fachwerkbau gewesen; von ihm ist nichts mehr übriggeblieben. Erst als sich deutsche Bistertiensermönche aus dem Kloster Kolbak bei Stettin, das durch mehrere Zwischenglieder auf das Mutterkloster Clairvaux zurückgeht, kurz vor 1178 in Oliva niedergelassen hatten, empfing die bauliche Entwicklung des Landes entscheidende Anregung. Der Darstellung des Danziger Kirchenbaues muß deshalb ein kurzer Überblick über die Baugeschichte Olivas vorausgeschickt werden.

Da die älteste Klosteranlage in Oliva bei einem Einfall der heidnischen Preußen im Jahre 1224 zerstört wurde, ist über ihr Aussehen nichts mehr zu ermitteln. Erst der damals begonnene Massivbau ist noch teilweise erhalten und läßt auf die Bauformen jener Zeit wichtige Schlüsse zu. Die Klosterkirche war eine dreischiffige Basilika mit einschiffigem Querhause und zweijochigem Chore. Die Arkadenpfeiler des Langhauses, das

einst nur vier Joche hatte, zeigen gleich einem Frieße am Chore romanische Formen; sie wurden bei dem Erweiterungsbau beibehalten, der in den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts stattfand. Bei ihm wurde das nördliche Seitenschiff verbreitert, das Langhaus erhöht und um zwei Joche nach Westen verlängert. Von diesem Bau kann allein die Gestaltung der Danziger Kirchenbauten beeinflusst sein. Denn als eine Feuersbrunst im Jahre 1350 eine durchgreifende Erneuerung der Klosterkirche erforderte, bei der das Mittelschiff und das nördliche Seitenschiff um weitere vier Joche nach Westen verlängert und der Chor gewölbt wurden, hatten die Kirchen der Stadt bereits ihre grundlegende Gestalt empfangen. Auch war die Einwirkung der Zisterzienser auf die städtische Bauentwicklung längst durch das Vorbild der Bauweise in den niederdeutschen Hansestädten und im Ordenslande verdrängt worden. Nur die älteste Kirche Danzigs, St. Katharinen, ist deshalb, soweit hierüber ein annähernd sicheres Urteil bereits gewagt werden kann, unter der Einwirkung der Mönche entstanden.

Wie gesagt, ist die Katharinenkirche vermutlich zunächst ein einfacher Holzbau gewesen. Erst der politische und wirtschaftliche Aufschwung des Herzogtums Pommerellen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gewährte seinen Beherrschern, die zugleich die Patrone der Kirche waren, die Mittel zu ihrem Ausbau. Vielleicht ist er um 1250 im Anschluß an die Vollendung der Klosterkirche zu Oliva, der Ruhestätte des Herzogshauses, erfolgt. Der in Backstein errichtete Bau bestand aus einem dreischiffigen Langhause mit fünf Jochen und einem fast gleichlangen, fünfjochigen Chore, der nach drei Seiten eines Sechseckes geschlossen war. Das Mittelschiff, das 25 Meter lang und 13 Meter hoch war, reichte von der Ostwand des Turmes bis zum Triumphbogen, der Chor und Langhaus trennt. Die lichte Weite des Mittelschiffs betrug 9,8 Meter, die der Seitenschiffe, die 6,7 Meter hoch waren, 5,2 Meter. Das gesamte Langhaus wurde von einem mächtigen Satteldache überdeckt, so daß St. Katharinen die sonst in der Ostmark seltene Form

der Pseudobasilika aufwies. Es ist vermutet worden, daß sie von den Zisterziensern aus Nordostfrankreich hierher verpflanzt wurde. Auf eine gewisse Beeinflussung des Baues durch die Olivaer Mönche scheint ferner die ungewöhnliche Ausdehnung des Chores und die Verwendung des Quadrats als Einheit für die Gestaltung des Grundrisses der Gesamtkirche zurückzugehen. Auch kam die Länge des Langhauses ungefähr der Länge der Klosterkirche gleich. Den Zugang zur Kirche vermittelten zwei Türen an der Westseite der Seitenschiffe und ein großes Tor am Mittelschiff. An die drei westlichen Joche des Chores, dessen Dach anfänglich 1,3 Meter niedriger war als das Dach des Langhauses, lehnte sich auf seiner Nordseite eine Sakristei in der Breite der heutigen östlichen Verlängerung des nördlichen Seitenschiffes an. Ob diese Kirche bereits einen größeren Glockenturm, der aber jedenfalls nur über den westlichen Jochen des Langhauses gestanden haben kann, oder nur einen Dachreiter besessen hat, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen.

Der Wechsel der Landesherrschaft und damit des Patronats zu Anfang des 14. Jahrhunderts führte einen bedeutsamen Wandel in der Baugeschichte von St. Katharinen herbei. Im Jahre 1326 begann eine Erweiterung der Kirche, indem zunächst das Dach des Chores bis zum First des Langhausdaches erhöht und seine fünf Joche gewölbt wurden. Es war der Anfang für den Umbau der Pseudobasilika zum System der Hallenkirchen, das im Ordenslande vorherrschte. Die Außenmauern des Langhauses wurden alsbald erhöht und unterhalb ihres Gesimses mit einem Pukfries umgeben, der an der Chorschlußwand und den Außenwänden der Seitenschiffe erhalten ist. Auch das Satteldach wurde höher gelegt und erhielt über seinem Ostgiebel einen Dachreiter. Über die Gestaltung der Westfront, insbesondere die Lage eines Turmes, der gelegentlich in chronikalen Berichten erwähnt wird, ist nichts Genaueres bekannt. Dagegen wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts an den südöstlichen Eckpfeiler des Langhauses nach Westen hin eine

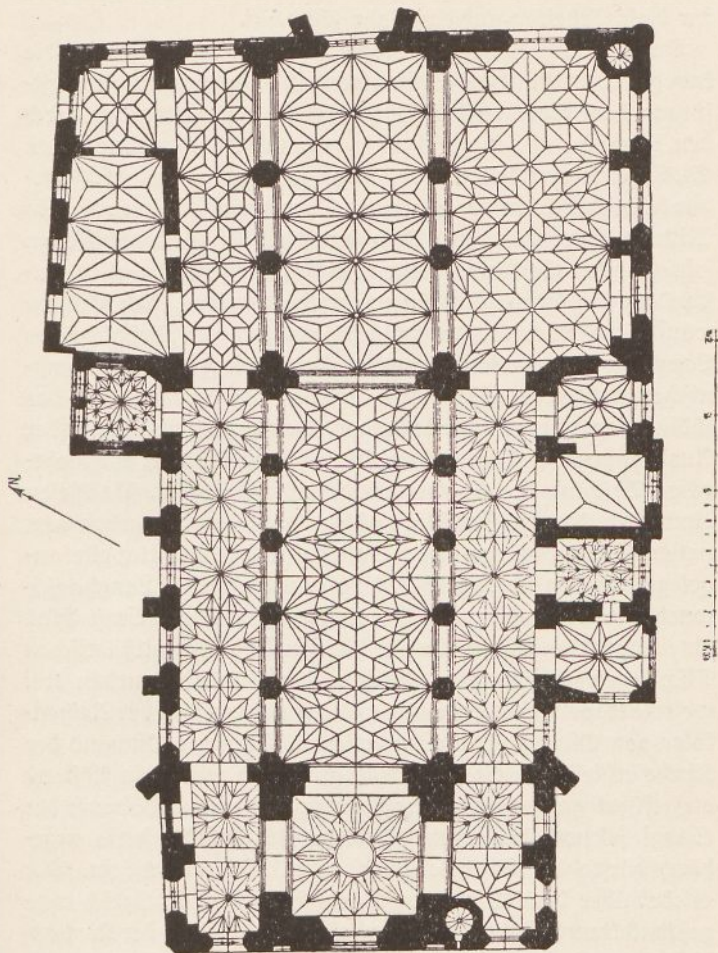


Abb. 3. St. Katharinen

Kapelle für den Rat angefügt; eine alte Überlieferung deutet für diese Arbeiten auf das Jahr 1380 hin.

Da jedoch inzwischen St. Katharinen zur Pfarrkirche für die kurz zuvor entstandene Altstadtgemeinde geworden war, entsprang dem Streben der Bürgerschaft, das vermutlich durch den Hinblick auf den gleichzeitig heranwachsenden Turm von St. Marien verstärkt wurde, wohl zu Beginn des 15. Jahrhunderts der Plan eines großen Turmbaues. Er wurde dem Mittelschiff vorgelagert. Auch wurden die Seitenschiffe zu seinen beiden Seiten verlängert, so daß hier zwei Kapellen entstanden, die durch Pultdächer abgedeckt waren. Die Außenwände des Turmes, der zunächst nur bis zur Firsthöhe des Langhausdaches reichte, wurden durch langgestreckte Blendnischen aufgeteilt. Gleichzeitig wurden die Seitenschiffe, das südliche sogar bis zur Breite der anstoßenden Ratskapelle, in der Ausdehnung des Chores nach Osten hin verlängert; der mehrseitige Abschluß des Chores wurde dabei beseitigt. Da diesen Umbauten die alte Sakristei weichen mußte, wurde neben dem neuen Nordchor eine neue Sakristei nebst Beichtkapelle angelegt. An den nordöstlichen Eckpfeiler des alten Langhauses wurde ferner noch vor 1433 von dem Ratsherrn Ernst Gloß eine Kapelle angebaut, die 1452 in den Besitz des altstädtischen Tischlergewerks überging. Auch an der Südseite wurden drei weitere Kapellen im Anschluß an die Ratskapelle in der Reihenfolge von Osten nach Westen errichtet. Die neue Ostwand der Kirche erhielt drei Giebel, die, in größerem zeitlichem Abstand aufgeführt, ganz verschiedene Formen aufweisen. Während der Südgiebel noch der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört, dürfte der Nordgiebel erst um 1500 erbaut sein. Der Giebel über dem Mittelchor wurde besonders kunstreich ausgeschmückt und bietet mit den anstoßenden Dächern der Seitenschiffe vom Nonnenhof her einen wirkungsvollen Anblick. Zur Zeit, als an diesen Giebeln gebaut wurde, ging der Glockenturm nach längerer Unterbrechung des Baues seiner Vollendung entgegen. In den Jahren 1484—86 wurde sein oberstes

Geschoß errichtet, dessen Blendnischen an die oberen Teile des Marienturmes, die kurz zuvor fertig geworden waren, erinnern. Der Turm wurde durch ein doppeltes Satteldach, in dessen Mitte sich eine kleine Laterne erhob, abgedeckt. Erst im Jahre 1634 wurde ihm eine vielgestaltige Renaissancehaube aufgesetzt.

Unter anderen Bedingungen als St. Katharinen entstand der Bau von St. Marien, der Pfarrkirche der deutschen Stadt Danzig. Zwar war auch hier der Landesherr, zuerst der Herzog von Pommerellen und später der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Patron und bedang sich das Recht der Besetzung der Pfarrstelle aus; doch lag die Verwaltung der Kirche, insbesondere die Aufsicht über ihr Vermögen und die Leitung ihrer Bauarbeiten völlig in der Hand der rechtstädtischen Bürgerschaft. Ihre bauliche Entwicklung verlief daher nicht nur häufig zu anderen Zeiten als bei St. Katharinen, der „Pfarrkirche vor den Mauern der Stadt“, sondern auch unter wesentlich anderen Einwirkungen. Weder die Zisterzienser noch der Orden haben ihre Bauformen beeinflusst; nur die Form der pseudobasilikalen Anlage wurde von St. Katharinen übernommen; der weitere Ausbau fand in enger Anlehnung an den Kirchenbau in den übrigen Hansestädten an der Ostseeküste statt.

Über die älteste Gestalt der Kirche, die um 1240 gegründet wurde, ist kaum etwas Bestimmtes zu sagen; vielleicht entsprach ihre Ausdehnung dem späteren Chöre. Erst im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts begann der Bau eines großen Gotteshauses, dessen Ausmessungen zum Teil im heutigen Baukörper erhalten sind. Das Langhaus hatte drei Schiffe von je fünf Jochen und war 38 Meter lang; die Länge des dreijochigen Chores betrug 18 Meter. Das Mittelschiff hatte mit 17 Metern die Höhe der jetzigen Turmhalle, die Seitenschiffe waren wie die heutigen Turmkapellen rund 10 Meter hoch. Die Breite des Mittelschiffes betrug 9,40 Meter, die der Seitenschiffe je 5 Meter. Die Gesamtlänge der Kirche erreichte 58 Meter, ihre Gesamtbreite rund 28 Meter. Das Langhaus erstreckte sich von

dem westlichen Pfeilerpaar, das jetzt die große Orgel stützt, bis zur Kanzel, der Chor von dort bis zu den beiden östlichen Vierungspfeilern. Ob der Glockenturm, der über dem westlichsten Joch des Langhauses zu vermuten ist, ausgemauert war oder nur aus Fachwerk bestand und, wie später der Turm von St. Johann, etwas vor die Westfront vorsprang, ist dem Baubefund nicht mehr zu entnehmen.

Das Aufblühen der Stadt unter der Ordensherrschaft und die Zunahme der Bevölkerung machte die Erweiterung der Kirche notwendig. In der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde deshalb zunächst die alte Westfront niedgerissen, das Langhaus um ein sechstes Joch nach Westen vorgeschoben und diesem, nachdem die auf jener Stelle vorher befindlichen Häuser abgebrochen waren, in den Jahren 1359—73 ein mächtiger Turm vorgesetzt; er umfaßte die zwei unteren Geschosse des jetzigen Turmes. Seine Formen, die durch scharfkantige Eckstreben und glatte Mauerflächen gekennzeichnet sind, gehen auf flandrischen Einfluß zurück, wo neben anderen die Kirche St. Maria in Damme und die Dorfkirche von Lysseweghe fast zum Verwechseln ähnliche Glockentürme besitzen. Es blieb nicht das einzige Mal, daß die regen Handelsbeziehungen der Weichselstadt nach den Niederlanden auf die Gestaltung ihres Stadtbildes bedeutsam einwirkten. Indem gleichzeitig die Seitenschiffe nach Westen vorgezogen wurden, entstanden zwei Turmkapellen, die Allen Heiligen und St. Johann, später St. Reinhold, geweiht waren. Ihre Gewölbe entstammen dem Ende des 14. Jahrhunderts. An die Südseite des Langhauses wurde zwischen 1374 und 1381 die „Halle“, die Kapelle der Priesterbrüderschaft von St. Marien, angebaut. Wichtiger war die Erhöhung des Mittelschiffs um 10 Meter, da durch diese Maßnahme die alte Pseudobasilika zu einer echten Basilika umgestaltet und St. Marien noch mehr, als es durch den Turmbau schon geschehen war, der Gestalt der flandrischen Kirchen angepaßt wurde.

Doch der Baueifer der Bürger, die in reichen Stiftungen miteinander weitteiferten, kannte keine Grenzen. Im Jahre 1379

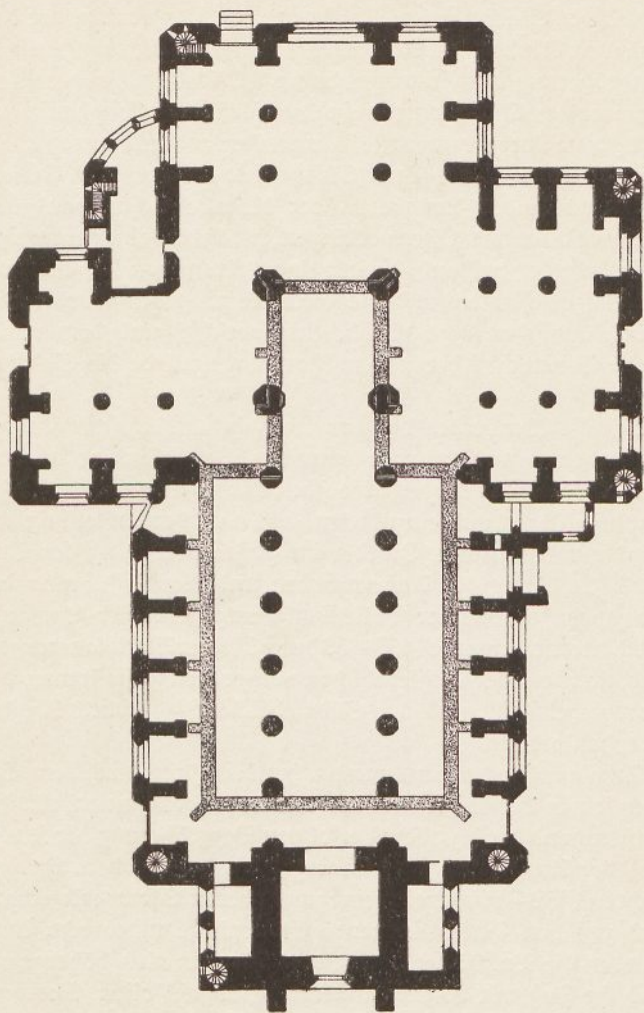


Abb. 4. St. Marien
(Eingezeichnet ist die Ausdehnung der Kirche des 13. Jahrhunderts)

erhielt der Stadtmaurer, Meister Heinrich Ungeradin, der damals den Neubau des Rathhauses leitete, den Auftrag zu einer Vergrößerung des Gotteshauses nach Osten hin. In der Ausdehnung des Chores wurde ein Querschiff dem Langhause angefügt; die Dorotheenkapelle in seiner Nordwestecke wurde 1379, die Barbarakapelle in seiner Südwestecke 1387 gestiftet. Gleichzeitig wurde das Langhaus über die alte Schlußwand des Chores hinaus nach Osten verlängert, so daß hier eine geräumige „Hinterkirche“ entstand, die mit einem Kranz von Kapellen für die Ratsgeschlechter und die Gewerke umgeben wurde. Im Winkel zwischen dem nördlichen Querschiff und dem nördlichen Seitenschiff der neuen Choranlage wurde die Sakristei erbaut.

Um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert schritten die Bauarbeiten nur langsam vorwärts. Insbesondere war es längere Zeit nicht möglich, die Hinterkirche zur geplanten Höhe emporzuführen und einzudecken. Erst nach der Anstellung des Stadtmaurers Klaus Sweder im Jahre 1425 ging der Bau durch Erhöhung der Außenmauern und die Aufsführung der Vierungspfeiler seiner Vollendung entgegen. Der Dachstuhl der Hinterkirche wurde 1437—38 durch Meister Matthias errichtet und, nachdem der Ostgiebel schon vorher fertiggestellt war, der Nordgiebel 1442 und der Südgiebel 1446—47 durch Meister Stephan erbaut.

Auch am Glockenturm wurden hundert Jahre nach dem Beginn seines Baues die Arbeiten wieder aufgenommen, um ihn entsprechend der inzwischen erfolgten Vergrößerung der Kirche und der Ausdehnung des Stadtgebietes zu erhöhen. In den Jahren 1452—66 wurden seine zwei oberen Stockwerke erbaut und zwischen ihnen ein neuer Glockenstuhl angebracht. Auch wurden die Pultdächer der beiden Turmkapellen höhergelegt und ihr Fuß mit einem Binnenkranz abgeschlossen. Nachdem in den nächsten Jahren das Innere der Kirche mit einem neuen Hochaltar, einem Sakramentshause, mehrfachen Altären und Gestühlen ausgestattet war, wurde 1483 der Umbau der bis-

herigen Basilika zur Hallenkirche begonnen. Das nördliche Seitenschiff wurde zuerst durch Meister Michel, später durch Meister Hans Brand in den Jahren 1484—92 verbreitert und bis zur Höhe des Mittelschiffes emporgeführt, dessen Pfeiler 1493—94 ausgehauen wurden. Die Strebepfeiler wurden, um größeren Raum für die angebauten Kapellen zu gewinnen, nach innen gezogen. Das gleiche geschah am südlichen Seitenschiff in den Jahren 1496—98 durch Meister Heinrich Hezel. Die Wölbung der gesamten Kirche durch denselben Meister in den Jahren 1499—1502 bildete den Abschluß des Kirchenbaues, der sich somit über ein Vierteljahrtausend hingezogen hatte.

Mit dem Bau von St. Marien war der weiteren Entwicklung des Danziger Kirchenbaues die Bahn gewiesen. Als es galt, für die entstehende Neustadt und bald darauf für die Vorstadt eigene Gotteshäuser zu errichten, wurde der Grundriß von St. Marien im wesentlichen wiederholt; nur soweit die besonderen Bedürfnisse der Gemeinden und der Wandel des Geschmacks es erforderten, wurden einige Änderungen vorgenommen.

Die St. Johannis Kirche wurde in der Neustadt zwischen 1344 und 1353 begründet. Sie stand zwar anfangs in gewisser Abhängigkeit von St. Katharinen, die als Pfarrkirche für alle Siedlungen vor den Mauern der Rechtstadt zuständig war; doch war sie von Anbeginn mit den Obliegenheiten einer Pfarrkirche betraut. Im Jahre 1456 wurde ihre pfarrechtliche Selbstständigkeit ausdrücklich anerkannt. Das Gotteshaus war zunächst nur eine kleine Kapelle, die etwa den Platz des heutigen Mittelchores, in dem sich der Hochaltar befindet, einnahm. Ringsherum in der Neunaugengasse und in der Johannissgasse lagen bürgerliche Grundstücke, die den Raum des späteren südlichen Seitenschiffes und des Mittelschiffes bedeckten. Erst kurz nach 1357 begann die Errichtung einer großen, massiven Kirche, so daß die umliegenden Häuser nach und nach abgebrochen werden mußten; 1363 war der Bau, der von Osten nach Westen fortschritt, bereits im Gange.

Als Vorbild diente, wie gesagt, die St. Marienkirche in der Gestalt, die sie vor ihrer um 1350 einsetzenden Erweiterung gehabt hatte. Denn bis ins einzelne stimmen die Maße der Jo-

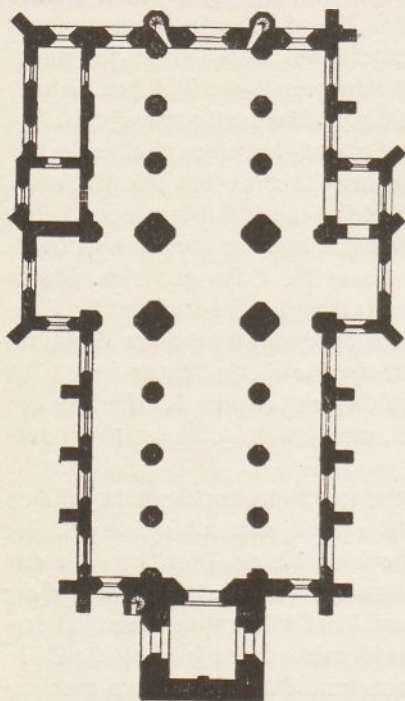


Abb. 5. St. Johann

hanniskirche — die Breite und Höhe des Mittelschiffes und der Seitenschiffe, die Länge des Chores, sogar die Dicke der Arkadenpfeiler — mit denen der älteren Marienkirche überein. Auch teilte sie mit ihr die Form der pseudo-basilikalen Anlage. Nur insofern wich die jüngere Kirche von Alt-St. Marien ab, als der Chor sogleich mit Seitenschiffen versehen und zwischen Chor und Langhaus ein Querschiff eingefügt wurde, genau wie zur gleichen Zeit — um 1380 — in St. Marien ein solches erbaut wurde. Die Folge war, daß in St. Johann das Langhaus nur vier Joche erhalten konnte und etwas kürzer als in

Alt-St. Marien war. Im Westen erhob sich über dem letzten Jochbogen ein Glockenturm, der anderthalb Meter vor die Westfront vorsprang und den Dachfirst nur wenig überragte. Das alte Hauptportal ist in der heutigen Turmhalle noch vorhanden. An der Nordseite des Turmes befand sich ein kleiner Treppenturm, der die Schmalheit des Westfensters des nördlichen Seitenschiffes erklärt. Damit wies die Westfassade von St. Johann

weitgehende Übereinstimmungen mit der Westfront von St. Nikolai in Graudenz auf.

Als der Bau in den beschriebenen Umrisen vollendet war, wurde wohl noch am Ende des 14. Jahrhunderts zwischen die beiden ersten Strebepfeiler des Langhauses östlich vom Querschiff je eine Kapelle eingebaut, die Heilige-Geist-Kapelle und jene Kapelle, in der später die Zappio-Bibliothek untergebracht wurde. Die Sakristei war an ihrer jetzigen Stelle schon vorher entstanden. Eine größere Erweiterung erhielt St. Johann durch den Umbau zur Hallenkirche. Die Seitenschiffe und das Querhaus wurden zur Höhe des Mittelschiffes emporgeführt, ihre alten Fenster nach oben hin vergrößert und nach unten hin zugemauert. Einige Stiftungen, die zur Förderung des Kirchenbaues bestimmt waren, verweisen diese Arbeiten in die Zeit um 1425, als, wie gezeigt, auch der neue Chor von St. Marien die Form der Hallenkirche empfing.

Die Folge dieser Bauten war die Umgestaltung des Kirchendaches, bei der jedes Schiff einen eigenen Dachstuhl erhielt. Auch fiel ihnen der alte Turm zum Opfer. Als Ersatz für ihn wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Westfront ein neuer Turm vorgesetzt, dessen Bau durch den Einspruch des Ordens gegen seine Erhöhung einige Zeit gestört wurde. Er mag deshalb auch erst nach dem Ende der Ordensherrschaft zwischen 1460–70 vollendet sein. Gleichzeitig wurde in den Jahren 1463–65 die Kirche mit Gewölben versehen.

Das Gebiet der Lastadie gehörte zunächst zum Sprengel von St. Marien, dem es noch 1363 zuerkannt wurde. Aber die weitere Besiedlung der Vorstadt machte die Errichtung einer eigenen Kirche für sie notwendig. So entstand in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts die Kirche St. Peter und Paul auf dem Poggenpfuhl. Wie bei St. Johann mußten bei dem Bau dieses Gotteshauses ältere Grundstücke aufgelassen werden. Auch wurde wiederum Alt-St. Marien zum Vorbild genommen; die Höhen- und Längenmaße waren genau die gleichen. Selbst der Pukfries an den Außenwänden des Lang-

hauses wurde übernommen; nur die Breite des Mittelschiffes war etwas geringer bemessen. Es ist deshalb wohl der Rückschluß gestattet, daß, wie St. Peter und Paul noch heute einen geraden Chorabschluß aufweist, auch Alt-St. Marien und St. Johann ihn besessen haben. Nur in einer Hinsicht zeigte die neue Kirche im Vergleich zu St. Johann, mit der sie sonst viele Übereinstimmungen hatte, einen Fortschritt in der baulichen Entwicklung. Der inzwischen erfolgte Turmvorbau von St. Marien ließ den Plan entstehen, das neue Gotteshaus sogleich ebenfalls mit einem besonderen massiven Glockenturm, welcher der Westfront vorgesetzt war, auszustatten. Dagegen wurden die beiden Absseiten zunächst fortgelassen und erst später, wie die senkrecht durchgehenden Mauerrisse zwischen ihnen und der Turmwand zu erkennen geben, recht ungelentk angefügt. Bis etwas über den Scheitelbogen des großen Westfensters war der Turm ausgemauert. Seine oberen Teile bestanden aus Fachwerk. Eigenartig war die dem Chor zuge dachte Höhe, da, nach der Anlage seiner Außenmauern, sein Dachfirst mit dem Dache des Langhauses, ähnlich, wie es eine Zeitlang bei St. Katharinen der Fall gewesen war, in einer Linie verlaufen sollte.

Ehe jedoch dieser Bauplan völlig durchgeführt war, wurde die Kirche mit den angrenzenden Teilen der Vorstadt am 29. Juni 1424 von einem gewaltigen Brande betroffen. Da fortan die Mittel der Gemeinde beschränkt waren, galt es, nur die notwendigsten Arbeiten zu Ende zu bringen. So wurde bei dem Wiederaufbau der Kirche, der im nächsten Jahre begann, von der beabsichtigten Hochführung des Chores Abstand genommen und ein niedriger Chor erbaut, dessen Dachfirst 5 Meter tiefer lag als der des Mittelschiffes. An seine Nordseite kam eine kleine Sakristei zu liegen. Dagegen erhielt der Turm jetzt seine Absseiten.

Am Ende des 15. Jahrhunderts erfolgte der Umbau der Pseudobasilika zur Hallenkirche. Zunächst wurde der Turm in den Jahren 1486—87 auch in seinen oberen Geschossen ausge-

mauert bis auf seine Giebel, die noch späterer Zeit entstammen. Gleichzeitig wurden die Mauern der Seitenschiffe hochgebracht und an der Nord- und Südseite des Langhauses teilweise ein neuer Grund gelegt, da nach dem neuen Bauplan eine Einbeziehung der alten Sakristei und des bisher unbebauten Platzes an der Südseite des Chores in die Hallenkirche vorgesehen war. Doch gelang es wiederum nicht, zum Ziele zu kommen.

Die Stürme der Reformation wehten über das Land hin und erfaßten mit am ehesten diese Kirche. So blieben die Arbeiten zur Erweiterung des Chorhauses unvollendet. Auch die spätere Zeit hat sie nicht mehr fortgesetzt, sondern das angefangene Werk bis auf die heute vorhandenen Reste abgetragen. Noch im Jahre 1851 wurden die Mauern des angelegten Südchores um die Hälfte abgebrochen, um den Mittelchor besser zu beleuchten. Es war ein Glück, daß in den Jahren 1513—14 wenigstens die Gewölbe des Langhauses fertig geworden waren. Auch war zu dieser Zeit wohl die Halle an der Südseite erbaut worden, deren Türe mit Glasursteinen in kräftigen grünen und gelben Farben umrahmt ist, wie sie ähnlich den Fries am Glockenturm von St. Johann verzieren.

Wie die bisher besprochenen Kirchen in ihren Mäßen und Bauformen mehrfach übereinstimmten, hatten sie, wenn auch zum Teil zu verschiedenen Zeiten, im wesentlichen die gleiche Entwicklung von der Pseudobasilika zur Hallenkirche durchgemacht. St. Katharinen war unter dem Einfluß der Ordensbaukunst um 1330 auf diesem Wege vorangeschritten. St. Marien hatte ein Jahrhundert später in seiner Hinterkirche das großartigste Beispiel dieser neuen Raumempfindung gegeben. St. Johann und St. Peter und Paul waren ihrem Vorbilde gefolgt. Es verstand sich deshalb von selbst, daß bei einer Kirche, die erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts errichtet wurde, das neue System von vornherein zur Anwendung gelangte. Dieser Fall trat ein, als für die von der Jungstadt nach der Altstadt übergesiedelte Gemeinde von St. Bartholomäi ein neues Gotteshaus erbaut werden mußte.

Das erste sichere Zeugnis für das Bestehen der Kirche St. Bartholomäi auf der Altstadt bietet jene Urkunde des Bischofs Johann von Leslau vom 28. Januar 1456, in der ihr als Sprengel das Gelände zugeteilt wurde, das im Süden durch den Mühlgraben, den neuen Radaunekanal, im Westen durch die Pfefferstadt, im Norden durch den Stadtwall und im Osten durch die Siedlungen am Schüsseldamm begrenzt wurde; auch gehörten zu ihr die Buden und Gärten bei der Heiligen-Leichnam-Kirche. Nachdem die junge Gemeinde sich zunächst mit einem bescheidenen Fachwerkbau von geringer Ausdehnung begnügt hatte, wurde im Zusammenhang mit der regeren Besiedlung des umliegenden Gebietes der Altstadt der Ausbau der Kirche im Jahre 1482 begonnen. Im Jahre 1491 waren die Außenmauern im wesentlichen errichtet. Doch wurde die innere Einrichtung erst kurz vor dem Beginn der Reformation fertiggestellt; die Orgel wurde 1513 erbaut. Das neue Gotteshaus bestand aus einem großen Hallenraum, der mit einfachem Gebälk abgedeckt war. Seitenschiffe und Querschiffe waren nicht vorhanden. An die Nordwand lehnte sich die Sakristei an. So wich die neue Kirche mehrfach von den älteren Danziger Kirchenbauten ab. Nur in einer, sehr bemerkenswerten Hinsicht knüpfte auch sie an das örtliche Herkommen an, indem ihr Glockenturm zunächst nicht vor die Westfront des Langhauses gesetzt, sondern, wie es bei St. Johann nachzuweisen und für Alt-St. Marien zu vermuten ist, über dem westlichen Jochbogen des Langhauses errichtet wurde. Er bestand aus Fachwerk. Die älteste Glocke soll 1493 gegossen sein. Da dieser Turm im Laufe der Jahrzehnte öfters baufällig wurde, ward er im Jahre 1591 abgebrochen und die Aufführung des jetzigen massiven Glockenturmes vor der Westfront begonnen. Auch wurde damals der alte, teilweise hölzerne Westgiebel niedergelegt. Da jedoch die Mittel längere Zeit für diese Arbeiten nicht langten, konnte der Turmbau erst 1599—1601 unter der Leitung des Maurermeisters Lorenz Reichel vollendet werden. Sein Mauerwerk wurde rot angestrichen, während die

Metallteile auf der Turmspitze und der Dachreiter grün angemalt wurden. In den Jahren 1643—1644 wurde die Beichtkapelle und 1647 die Halle gegenüber der Kanzel erbaut.

Eine ganz andere Entwicklung als die Pfarrkirchen der Reichsstadt und Altstadt nahmen die Danziger Klosterbauten. Anders als in den Städten Süd- und Westdeutschlands standen sie hinter den Pfarrkirchen an Zahl und zumeist auch an Alter zurück. Nur die Dominikaner empfingen, wie gezeigt, schon 1227 von dem damaligen Landesherrn, Herzog Swantopolk von Pommerellen, die Erlaubnis zur Niederlassung; die Franziskaner folgten erst 1419. Außer ihnen vermochten nur der Orden der Birgittinnenonnen, die dem Kult der heiligen Birgitta von Schweden sich widmeten und vornehmlich der Fürsorge der gefallenen Mädchen oblagen, im Jahre 1396 unweit der Katharinenkirche und der Orden der Karmeliter auf der Jungstadt noch vor 1400 eigene Klöster zu begründen. Unter diesen Klöstern verdienen die Bauten der beiden Bettelorden eingehendere Beachtung.

Das Dominikanerkloster. Den Dominikanermönchen war zunächst die alte Nikolai-Kapelle der deutschen Kaufleute eingeräumt gewesen; doch wurde alsbald mit dem Neubau der Kirche begonnen. Im Jahre 1239 wurde sie geweiht. Sie bestand aus einem rechteckigen einfachen Predigtsaal, wie er für die Gotteshäuser dieses Ordens üblich war, in der Ausdehnung des jetzigen Chores und bis zu einer Höhe von rund 9 Metern. Erst später wurde der Glockenturm in seinen beiden unteren Geschossen und die heutige Sakristei angefügt, die sich aus bisher nicht erklärten Gründen nach Osten hin stark verzüngte; Reste ihres alten Puffrieses sind deutlich erkennbar. Wahrscheinlich erfolgten diese letzten Bauarbeiten um 1260, als Herzog Swantopolk die Mönche mit reichen Zuwendungen an Ländereien und nutzbaren Rechten bedachte und Papst Alexander IV. ihnen einen größeren Ablass für den Tag des Ordensgründers erteilte; er gab damit den Anlaß zur Einrichtung eines Jahrmarktes am 5. August, der bis heute seine Volkstümlichkeit be-

wahrt hat. Als am 19. Juni 1277 — gerade 50 Jahre nach der Weihe der Klosterkirche — Herzog Mestwin mit zahlreichen Hofbeamten und auswärtigen Geistlichen im Kloster weilte, dürften jene Bauarbeiten schon vollendet gewesen sein.

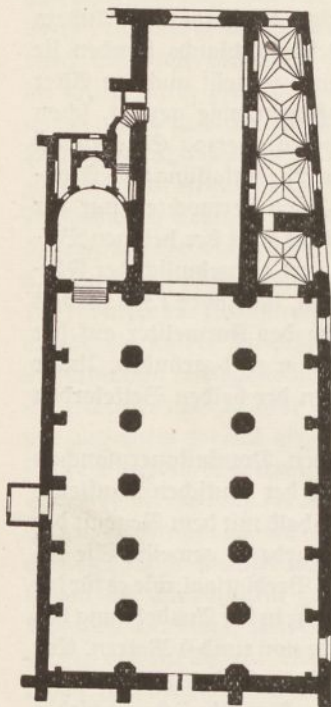


Abb. 6. St. Nikolai

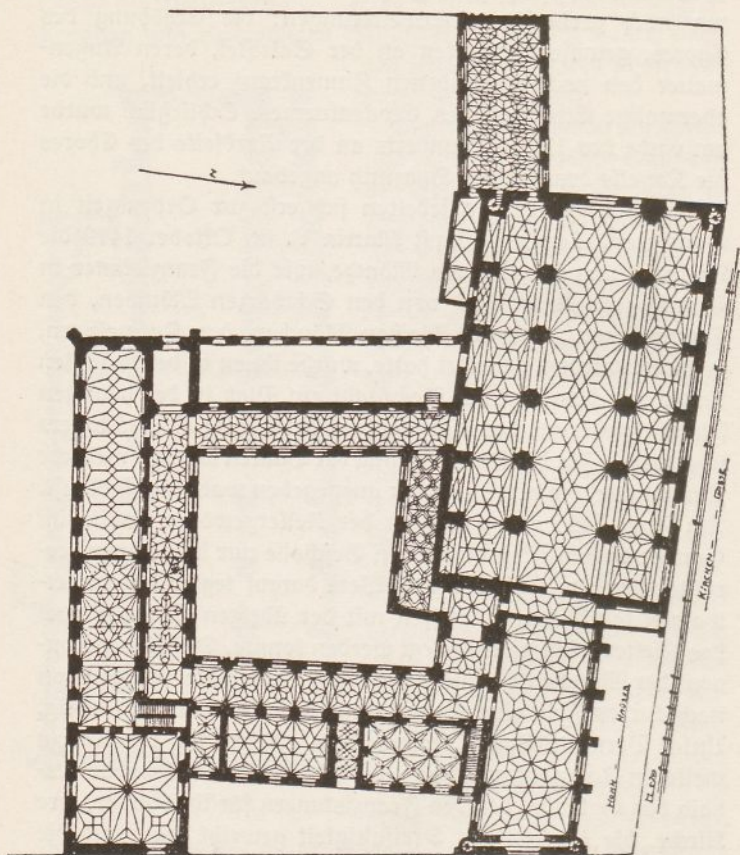
Der weitere Ausbau der Kirche und der Klostergebäude stand mit der Besiedlung der Neustadt in engstem Zusammenhang. In den Jahren 1344 und 1348 wurde der von ihnen einzunehmende Raum, der ungefähr 40 mal 40 Quadratmeter umfaßte, durch Verhandlungen zwischen der Bürgerschaft und den Mönchen abgesteckt. Demnächst wurde an die alte Chorkirche eine sechsjochige, dreischiffige Hallenkirche angebaut, deren Seitenschiffe sich gleich der Sakristei nach Osten hin verzüngten. Bei dem südlichen Seitenschiff betrug die Verschmälerung sogar über einen Meter. Der Neubau diente der Aufnahme der Andächtigen aus der Bürgerschaft, die zu den Gottesdiensten immer zahlreicher herbeiströmten, da die Schwarzmönchenkirche neben St.

Marien bei ihr das größte Ansehen genoß. Gleichzeitig wurde dem Glockenturm ein mehrgeschossiger, achteckiger Aufbau zur Aufnahme der Kirchenglocken aufgesetzt, der jedoch vorerst nur bis zu den später vermauerten Schallluken reichte. Das unterste Turmgeschosß wurde zu einer Kapelle ausgebaut; auch wurden Kirche und Chor gewölbt. Ein Messglockentürmchen schmückte den Giebel des Langhauses. Die Errich-

tung der geräumigen Klosteranlagen dürfte mit dem Jahre 1389 zum Abschluß gelangt sein. Die spätere Zeit brachte nur noch geringfügige Erweiterungen: die Erhöhung des Chores, gewisse Umbauten an der Sakristei, deren Außenmauer den noch vorhandenen Binnenkranz erhielt, und die abermalige Erhöhung des Glockenturmes. Schließlich wurde am Ende des 17. Jahrhunderts an der Nordseite des Chores die Kapelle des heiligen Hyazinth angebaut.

Die Franziskaner siedelten sich erst zur Ordenszeit in Danzig an. Nachdem Papst Martin V. im Oktober 1419 die Niederlassung der Grauen Mönche, wie die Franziskaner in Danzig zum Unterschied von den Schwarzen Mönchen, den Dominikanern, und den Weißen Mönchen, den Karmelitern, genannt wurden, gestattet hatte, wurde ihnen in dem nächsten Jahre von dem Rat der Reichstadt ein Platz in der heutigen Fleischergasse auf der Vorstadt zur Errichtung eines Klosters übergeben. Für die Durchführung der Bauten wurden mehrere Grundstücke, die bereits vorher ausgegeben waren, aufgekauft. Im Juni 1423 war der Bau der Kellergewölbe bereits im Gange; doch durften die oberen Geschosse nur in Fachwerk errichtet werden, weil der Rat Wert darauf legte, daß bei etwaigen feindlichen Angriffen mit der übrigen Vorstadt auch das Kloster leicht niedergelegt werden konnte. Da sich der Konvent der Mönche überraschend günstig entwickelte, wurde schon nach kurzer Zeit eine Erweiterung der Baulichkeiten nötig. Unter Vermittlung des Hochmeisters erklärte sich der Rat zu weiteren Raumabtretungen bereit. Im Jahre 1431 wurde deshalb das Gelände, das den Franziskanern für ihr Kloster, ihre Kirche, die der heiligen Dreifaltigkeit geweiht war, und die sonstigen Gebäude zugewiesen war, auf 75 mal 100 Quadratmeter bemessen. Die Bauarbeiten konnten fortan ungehindert erfolgen. Die Mönchskirche, die heutige Abendmahlskirche, wurde als ein einschiffiger Hallenraum von vier Jochen bis zur Höhe von rund 8 Metern aufgeführt; vor ihn wurde später eine Vorhalle gelegt, die als Windfang diente und zugleich den Zu-

gang zur Kirche vom Kloster und von der Straße aus vermittelte.



FLEISCHER — — — — — C. 1877

Abb. 7. Das Franziskanerkloster

Als in den nächsten Jahrzehnten die Vorstadt in die Befestigungswerke der Reichstadt einbezogen wurde, schritten die Mönche zur Errichtung einer großen Predigt- und Prozessions-

kirche und der Neuanlage von Klostergebäuden. Zunächst wurde die alte Mönchskirche, die jetzt zum Chor des neuen Gotteshauses umgestaltet wurde, seit 1481 überhöht; 1493 wurde der Dachstuhl des Pferdestalles des Ordenschlosses, der bisher noch stehengeblieben war, abgebrochen und auf jenem Chore wieder aufgebaut; 1495 wurde der Glockenturm an seiner Südwestecke errichtet, der Chor gewölbt und gedeckt. Inzwischen war auch schon der Bau der großen Hallenkirche in einzelnen Teilen in Angriff genommen. Im Jahre 1496 wurden die Grundmauern für ihre Nord-, Süd- und Westseite gelegt; doch hielten die Außenwände, deren Strebepfeiler wie bei St. Marien nach innen gezogen waren, der Belastung nicht stand, so daß mehrere von ihnen, vornehmlich die Mauern an der Kirchengasse, am 4. und 5. Oktober 1503 einstürzten. Erst nachdem sie wiederhergestellt waren, konnte die Hallenkirche, die außer dem Mittelschiff zwei recht breite Seitenschiffe von je sechs Jochen umfaßte, im Jahre 1514 gewölbt werden. Bald darauf wurde die St. Annenkapelle als einschiffiger Hallenraum mit fünf schöngewölbten Jochen in schräger Achsenstellung an die große Kirche angefügt. Das Gelände, auf dem sie erbaut wurde, war zum Teil erst in den Jahren 1513—21 durch die Mönche von dem Bürgermeister Gregor Branth und dem Brauer Georg Tyle erworben worden; vorher hatten in der Verlängerung der Holzgasse hinter dem Kloster bürgerliche Grundstücke gelegen.

An die Kirche schloß sich das Kloster an, dessen Erbauung im wesentlichen wohl ebenfalls in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgt ist. Durch seine Verwendung für die Zwecke des Akademischen Gymnasiums, das 1558—1806 in ihm untergebracht war, und verschiedener Militärlazarette zwischen 1806—44 wurde seine ursprüngliche Gestalt mehrfach verändert; nicht minder war es zunehmendem Verfall ausgesetzt. Auch seine sogenannte Wiederherstellung in den Jahren 1867—72 und sein Umbau für die Aufnahme zunächst der Provinzialgewerbeschule und später der St. Johannischule und der städtischen Gemäldegalerie hat viele seiner alten Einrichtungen zerstört.

Trotzdem verdient das Kloster mit seinem malerischen Kreuzgange und seinen Remtern noch heute eingehende Beachtung, zumal es die einzige Anlage dieser Art in Danzig ist.

5. Das Zeitalter der Renaissance

a) Die Festungswerke des 16. und 17. Jahrhunderts

Raum waren die gewaltigen turmbewehrten Stadtmauern, die noch ganz den Festungsbauten aus dem Zeitalter der ritterlichen Kämpfe entsprachen, fertig geworden, als die sich überstürzende Entwicklung der Kriegstechnik, insbesondere die Fortbildung des Geschützwesens, sie nahezu wertlos machte; vermochte doch die neue Artillerie die Steinmassen schneller zu zertrümmern, als ihre Erbauer geahnt hatten. Nur starke Erdwälle konnten ihr widerstehen. Es kennzeichnet die Tatkraft und Umsicht des Danziger Rates, daß er sogleich den neuen Verhältnissen sich anpaßte und die Mauerbefestigungen schon wenige Jahre nach ihrer Vollendung durch Wallbauten ergänzte. Unter den deutschen Städten, die diesem Wandel der militärischen Anforderungen Rechnung trugen, stand Danzig mit an erster Stelle. Nachdem Wismar 1522 mit der Anlage von Erdronellen vorangegangen war, wurden sie in Hamburg und Bremen seit 1531, in Danzig seit 1534 und in Lübeck seit 1535 eingeführt.

Da die Süd- und Ostfront der Stadt durch die Niederung geschützt war, wurden zunächst die Werke auf der Westfront umgebaut. In den Jahren 1534—38 wurde der Wall auf der Vorstadt hergestellt. Seit 1547 erfolgte die Umwallung der Altstadt. Um die alten Türme wurden weite Rondelle aufgeschüttet, so daß sie in den Erdmassen fast versanken. Während das Rondell am Neuen Turm die Straße am Bischofsberg sperrte, bestrich das Rondell am Heiligen-Leichnams-Tor den Weg unterhalb des Hagelsberges. Doch auch die mittlere Front erschien nicht genügend geschützt. Die alten Ausgänge durch das Gertruden-

tor vom Holzmarkt her und durch das Karrentor von der Vorstadt aus wurden deshalb geschlossen und an ihrer Stelle zwei weitere Rondelle, das St.-Elisabeth-Rondell, dessen Trümmer noch vorhanden sind, in den Jahren 1554—57 und das Karrenrondell zwischen 1571—73 erbaut. Zwischen beiden wurde ein Wall hergestellt. Als einziger Zugang zur Gesamtstadt von Westen her verblieb das Hohe Tor, das inmitten des Walles 1574 als einfacher Ziegelbau errichtet wurde; erst 1588 erhielt es seine geschmackvolle heutige Umkleidung. Der Wall von dem Karrenrondell um die Vorstadt herum bis zur Mottlau wurde seit 1589 ausgebaut. So zogen sich die neuen Festungsarbeiten unter der Leitung verschiedener Stadtbaumeister, die sich der Rat nach sorgfamer Prüfung zumeist von auswärts kommen ließ, über lange Jahrzehnte hin. Auch legte er Wert darauf, daß sie die Erfahrungen, die andere Städte, wie Breslau, Nürnberg und Wien, mit der Anlage ihrer Festungswerke gemacht hatten, eingehend berücksichtigten.

War die Westfront mithin für die Bedürfnisse jener Zeit hinreichend gesichert, so bereitete der Mangel an Befestigungen auf der Süd- und Ostfront der Bürgerschaft steigende Sorge, zumal nach der Anlage der Neuen Mottlau im Sommer 1576 es notwendig geworden war, den Eintritt dieses Flusses in das Stadtgebiet gegen etwaige feindliche Maßnahmen zu schützen. Obwohl schon 1592 die Ausdehnung der Wälle von der Vorstadt bis zu dieser Stelle erörtert und 1600 ein genaues Gutachten über diese Frage von den italienischen Ingenieuren Hieronimo Ferrero und Giovanni Battista aus Vercelli eingeholt war, wurden die Arbeiten nur langsam ausgeführt. Erst 1619—23 erbauten zwei holländische Wasserbaumeister die Steinschleuse, zu deren beiden Seiten bald darauf (1622—23) die Bastionen Maidloch und Wolf entstanden. Sie bildeten den Anfang einer typischen Reihe von Bastionen, die sich von Petershagen bis zur Bastion Braunroß an der Mottlau gegenüber Brabant erstreckten und in den Jahren 1631—34 vollendet wurden; sie wurden durch das Legetor (1626) und das Lang-

garter Tor (1628) durchbrochen. Im gleichen Zeitraume wurde die Stadt nach Norden fester abgeschlossen, indem man das Heilige-Leichnams-Tor und das Jakobstor eingehen ließ und zum Ersatz in der Verlängerung der Kaltgasse das sogenannte Neue Jakobstor anlegte (1629).

b) Die Niederstadt

War die Verstärkung der alten Stadtbefestigungen die Folge der kriegerischen Ereignisse gewesen, in die Danzig im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verstrickt wurde, so entsprach ihre räumliche Ausdehnung dem Wachstum der Bevölkerung; war doch diese bis 1577 auf 40000 und bis 1600 sogar auf 50000 Einwohner angestiegen, so daß der alte Siedlungsraum nicht mehr ausreichte. Altstadt und Vorstadt wurden, soweit sie noch freie Stellen aufwiesen, immer dichter besiedelt; auch die Stätte des alten Schlosses wurde für gewerbliche Niederlassungen, wie die Arbeitsplätze der Tuchbereiter und Färber, in Anspruch genommen. Da jedoch die Stadt, die sich jetzt ihrer zweiten großen Blütezeit erfreute und unter den Handelsorten Europas mit an erster Stelle stand, wiederum zahlreiche Scharen fremder Einwanderer an sich lockte, konnte die weitere Aufstockung der alten Gebäude den vermehrten Wohnbedürfnissen nicht genügen. Nur die Schaffung eines neuen Stadtteiles konnte dem Mangel abhelfen. Es war deshalb eine glückliche Fügung, daß gerade in dieser Zeit auch die militärischen Rücksichten die Aufschließung der Schweinewiesen in der Nähe von Langgarten erforderten. So wurde dieses bisher unwegsame und vielfach sumpfige Gelände durch Kanäle entwässert. Neue Straßenzüge wurden angelegt und Wohn- wie Gartenplätze in großer Zahl vom Rate ausgegeben.

Die ersten Bebauungspläne für die Legestadt oder, wie sie seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stets genannt wurde, die Niederstadt stammen von dem holländischen Ingenieur Cornelius von dem Boshch aus dem Jahre 1620. Auch der Stadt-

baumeister Hans Strakoffsky und andere Architekten legten Entwürfe vor, wie das Gelände, dessen Umfang durch die Lage der Bastionen bestimmt war, am zweckmäßigsten aufgeteilt werden konnte. Es wurden schließlich je eine Straße am Außenrande, an der Neuen Mottlau und längs des Walles, und zwei Straßenzüge, die Schilfgasse, Schwalbengasse, Allmodengasse und Grabengasse, sowie die Weidengasse, Sperlingsgasse und Gartengasse in der Mitte der Niederstadt angelegt. Sie wurden durch fünf Quergassen verbunden. Die meisten dieser Straßen waren sehr breit bemessen, um in ihrer Mitte geräumige Gräben aufzunehmen, die durch eine Schleuse in der Schleusengasse nach der Mottlau entwässert werden konnten. Die Namen der neuen Straßen wurden vorwiegend der Vogelwelt entnommen. So fanden und finden sich zum Teil noch heute in der Niederstadt eine Gänsegasse, Hühnergasse, Entengasse, Schwalbengasse, Zeiskengasse, Sperlingsgasse, Ruckucksgasse, Kranichgasse und ein Papageiengang.

Die Besiedlung dieses Geländes begann 1635 im Anschluß an Mattenbuden und dehnte sich von dort zunächst über den Steindamm am Ufer der Neuen Mottlau aus. Auch in der Reitergasse, die nach dem unweit gelegenen Hause des Corps de garde benannt wurde, gab man die ersten Grundstücke schon 1638 aus. Die übrigen Straßenzüge der Niederstadt wurden zwischen 1640—50 bebaut. Nur die Sperlingsgasse und die Gegend an den Bastionen Bär und Ausprung kamen erst 1656—57 hinzu, als der Abbruch zahlreicher Häuser in den Vororten außerhalb der Befestigungen, der mit Rücksicht auf die drohende Kriegsgefahr erfolgte, die dortigen Einwohner zwang, sich neue Wohnstätten zu suchen. Die Grundstücke bildeten zumieist Gartenplätze mit bescheidenen Baulichkeiten; denn trotz großer Aufschüttungen war noch nach Jahrzehnten das Gelände so sumpfig, daß an manchen Stellen die Gebäude von Jahr zu Jahr tiefer einsanken. Der Bau größerer Häuser verbot sich unter diesen Umständen von selbst und erfolgte erst im 19. Jahrhundert. An der Neuen Mottlau entstanden mehrere

Speicher für den anwachsenden Handelsverkehr. So konnte die Niederstadt noch lange die Rolle einer Gartenvorstadt ausfüllen, nachdem die übrigen Stadtteile, die einst dem gleichen Zwecke gedient hatten, schon längst zu Wohn- und Gewerbevierteln umgestaltet waren. Nur in Kriegszeiten pflegten sich auch die Bewohner Alt-Danzigs in die Niederstadt zu flüchten, weil bis zur Zeit der Napoleonischen Kriege die feindlichen Geschosse selbst vom Bischofsberge her bis zu ihr hin nicht zu reichen vermochten.

c) Öffentliche und bürgerliche Bauten

Im zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts wurden im geistigen Leben der Stadt allenthalben neue Kräfte rege. Die Anhänger der Reformation, die von der Bürgerschaft freudig begrüßt, aber von Polen und gewissen Kreisen des Patriziats bekämpft wurde, konnten sich ihres endgültigen Sieges erfreuen. Während in den Kirchen die neue Lehre verkündet wurde, lösten sich die Klöster auf. Im Jahre 1557 bestätigte nach langwierigen Verhandlungen der polnische König die Einführung des neuen Bekenntnisses. Nicht minder faßte damals der Humanismus in der Weichselstadt Fuß. In den Pfarrschulen wurde lateinischer und griechischer Unterricht erteilt. Der Rektor der St. Marien-Schule, Andreas Goldschmidt aus Breslau, entwarf schon 1539 eine Schulordnung, nach der das gesamte Schulwesen auf neue Grundlagen gestellt werden sollte, und am 13. Juni 1558 wurde in den Räumen des Franziskanerklosters ein Gymnasium Academicum eröffnet, das schon bald eine der bedeutendsten Pflanzstätten humanistischer Wissenschaft und Bildung im deutschen Osten wurde. Sein Rektor Heinrich Moller, der Dichter und Hofhistoriograph Gustav Wasas von Schweden, begründete seine Blüte. Neben ihm wirkten der Astronom Menius, der Mathematiker und Landmesser Peter Krüger und Bartholomäus Reckermann, einer der befähigtesten Universalgelehrten seiner Zeit.

Mit der Wissenschaft hielt die Kunst der Renaissance in Danzig ihren Einzug. Sie knüpfte, wie fast überall in Deutschland, an die Formen des letzten Stiles an. Nicht nur blieb der Backstein nach wie vor der ausschließliche Baustoff, dessen Wirkungen gelegentlich durch Sandsteinbänder gehoben wurden, sondern auch die Bauformen zeigten nur allmählich und mehr in schmückenden Einzelheiten als im grundsätzlichen Aufbau ein neues Gepräge. Für die Gestalt, in der die Renaissance in Danzig Eingang fand, war es daneben von wesentlicher Bedeutung, daß die Vorbilder für die hiesigen Bauten nicht in Italien oder in Südwestdeutschland, sondern in den Niederlanden gesucht wurden, zu denen seit alters enge Handelsbeziehungen bestanden.

Zu den ersten Kunstwerken der neuen Richtung gehörten die kostbaren Schnitzereien, die Meister Adrian Karffhycz und Meister Paul im Artushof 1531 schufen. Auch der Große Ofen des Meisters Georg Stelzener (1545) zeigte auf seinen Rachen zahlreiche Männerköpfe, die an die Bildnisse von Lukas Cranach erinnerten. Im Jahre 1552 wurde der Artushof mit einer Fassade im neuen Stile umkleidet, ohne daß sein spätgotischer Kern angetastet wurde. Wenige Jahre zuvor (1549) war im Kinderhaus des Elisabethhospitals der erste ausgesprochene Renaissancebau entstanden, den vermutlich Gabriel von Aachen errichtet hatte; sein Siebel ist nach dem Abbruch des Kinderhauses im Jahre 1916 am Gebäude der Brandkasse an der gleichen Stelle angebracht worden. Auch das Schuhmachergewerk erbaute 1555 ein Haus in den neuen Formen am Vorstädtischen Graben Nr. 9.

Zu vollster Auswirkung gelangte die Renaissancekunst jedoch erst, als der Brand des Rathhausturmes am 3. Oktober 1556 den Neubau seiner oberen Teile erforderte; er wurde in den Jahren 1559—60 durch Meister Dirk Daniels ausgeführt, der in seltenem Geschick und mit höchster technischer Fertigkeit dem gotischen Turmstumpf eine Helmpyramide aufsetzte, die in ihrer schlanken Anmut seitdem stets die größte Bewunderung

ihrer Beschauer ausgelöst hat. Im Jahre 1561 wurde das Glockenspiel aufgebracht, das Johann Moor in Brabant gegossen hatte. Die Turmspitze ziert die Figur eines geharnischten Ritters mit Krone und Fahne, die im Volksmunde seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts oft irrtümlich als König Sigismund August von Polen gedeutet wurde. Doch sprechen gegen diese Meinung nicht nur sachliche Gründe, sondern auch der Umstand, daß die zahlreichen amtlichen Schriftstücke, die jene Figur erwähnen, sie lediglich als den vergoldeten Keel oder Mann bezeichnen. Zu gleicher Zeit wurden die Außenwände mit Architekturmalereien bedeckt und der Ostfassade eine kleinere Galerie aufgesetzt. Am Ende des 16. Jahr-

Nach dem Rathhausturm wurde das Grüne Tor, wie es nach dem farbigen Anstrich seiner Sandsteinteile genannt wurde, der nächste größere Renaissancebau in Danzig. Es wurde an der Stelle des alten Roggentores an der Ostseite des Langen Marktes als Zeughaus und Festhalle 1564—68 von Hans Kramer aus Dresden erbaut. In seinen unteren Räumen war die Große Wage untergebracht, bis im Jahre 1883 die Vermehrung des Verkehrs die Schaffung eines vierten Torweges erforderlich machte. Demselben Meister ist das Löwenschloß (Langgasse Nr. 35) aus dem Jahre 1569 und das Englische Haus (Brotbänkengasse Nr. 16) zu verdanken, das er 1570 für Dietrich Lillie erbaute. Es wurde das größte Danziger Bürgerhaus jener Zeit und bildet mit seinem hohen Giebel und seiner reichgeschmückten Fassade noch heute ein Wahrzeichen Danziger Bürgerstolzes. Nur ist seine einstige farbige Bemalung längst den Unbilden der Witterung zum Opfer gefallen; wies es doch einen schwarzen Anstrich mit starker Vergoldung der Architekturteile und blau ausgemalten Friesen auf; dazu war das Holzwerk rot gehalten und der schwarze Grund vielfach mit Sgraffitomalereien ausgefüllt.

Das Hohe Tor wurde 1588 durch Wilhelm von dem Blocke aus Mecheln mit einer eigenartigen Rustikabekleidung umgeben; es wurde einem jetzt schon lange nicht mehr vorhandenen Tor in Antwerpen nachgebildet, das wiederum auf das Tor San Michelis in Verona zurückging. Wilhelms Sohn Abraham baute 1612 das Langgasser Tor, dessen ursprüngliche Gestalt das Bild Anton Möllers vom Zinsgroschen im Rathause zeigt, und setzte 1616—17 dem Giebel des Artushofes ein attikaartiges Geschoß vor. Er stand bei seinen Bauten unter dem Eindruck der italienischen Kunst, deren Kenntniss gerade in der Zeit um 1600 durch zahlreiche in Italien studierende Danziger und durch die in jenen Jahren blühenden Handelsbeziehungen Danzigs zu Venedig, Genua, Rom und Toskana verbreitet wurde. Doch haben die Italiener, von denen manche in der Stadt sich niederließen, den Einfluß der Niederländer

niemals beeinträchtigen können. Das zeigte sich schon darin, daß zur Ausführung der umfangreichsten Bauten der Rat sich gerade damals den bewährten Baumeister Antony von Obbergen zum Stadthaumeister bestellte. Aus Mecheln gebürtig, hatte er bereits die dänischen Königsschlösser Kronborg am Sund und Frederiksborg gebaut und konnte fortan sein Künstlerium im Neubau des altstädtischen Rathauses (1586—95), der Peinkammer (1592—93) und des Großen Zeughauses (1602—05) betätigen. Es gab wenige Städte auf deutschem Boden, die zu jener Zeit ihren Baumeistern eine solche Fülle hervorragender Aufgaben stellen konnten, aber auch nur wenige Künstler, die ihrer Aufgabe in gleichem Maße gerecht wurden.

Wie die Spitze des Rathhausturmes den Anfang der öffentlichen Renaissancebauten bildete, so steht die Spitze des Katharinenturmes an ihrem Ende. An Stelle der alten gotischen Haube wurde im Jahre 1634 dem Turm vermutlich durch Jakob von dem Blocke die kunstvolle Bekrönung aufgesetzt, die bis zum Brande am 3. Juli 1905 unverändert bestanden hat, dann aber sogleich in den früheren Formen wiedererrichtet wurde. Die nächsten Jahrzehnte brachten so viele politische Unruhen und kriegerische Verwicklungen, die den Handel und Wohlstand lähmten, daß die Stadtverwaltung an größere Bauten nicht mehr denken konnte. Nur den notwendigsten Bedürfnissen wurde abgeholfen. So wurde 1630 auf dem alten Schlosse das Zuchthaus erbaut und 1649 das Pockenhaus zu einem großen Krankenhause umgestaltet.

Inzwischen hatte jedoch auch die Bürgerschaft in der Stadt die reichste Bautätigkeit entfaltet. Wie wohl in keiner Zeit zuvor wurde das Stadtbild umgeformt und verschönert, so daß bis heute die Renaissancekunst sein Gepräge bestimmt hat. Die Ursache dieser umfassenden Bauarbeiten lag aber nicht nur in der Freude an künstlerischem Wirken, die damals weitere Kreise der Bevölkerung erfaßt hatte, sondern auch in dem Reichtum, der sich in dem Jahrhundert von 1550—1650 in der Stadt anhäufte. Ein weiterer Anlaß darf nicht übersehen werden.

Die Zunahme der Einwohnerschaft in etwa dreißig Jahren (1570—1600) um 10 000 Köpfe, d. h. ein Viertel ihres vor- maligen Bestandes, bedingte, da neues Baugelände in ge- nügendem Umfange vorerst nicht zur Verfügung stand, die Vergrößerung der schon vorhandenen Wohnhäuser durch Hin- zufügung von Anbauten und Hofgebäuden, besonders aber durch Aufstockung; konnte doch die Grundfläche der Gebäude gar nicht oder nur beschränkt erweitert werden. Der wirtschaft- lich wichtigste, weil zukunftsreichste Teil der alten Häuser wurde somit das alte Dachgeschloß. Sein Ausbau schuf neue Wohn- räume, erforderte jedoch deshalb auch die Auführung eines neuen Siebels. So erklärt sich schon aus diesem Zusammen- hange, weshalb das Danziger Wohnhaus des 16. und 17. Jahr- hunderts die neue Kunstform, wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend an den Siebeln zum Ausdruck brachte. Denn zu einem völligen Umbau fehlten gewöhnlich die Mittel. Man begnügte sich damit, die alte Fassade, die ihre schmale Front von zwei bis drei Fenstern beibehielt, zu putzen und durch einige Hausteinstücke und neue Fenstereinfassungen dem ver- änderten Geschmack anzupassen. Es ist somit kein Zufall, wenn auf den Straßenbildern in dem Kupferstichwerk von Ugidius Dickmann aus dem Jahre 1617 die neuen Renaissancehäuser fast durchweg ein Stockwerk höher sind als die älteren gotischen Bauten.

Das älteste, noch erhaltene Bürgerhaus im neuen Stile wurde im Jahre 1557 erbaut (Hopengasse Nr. 46). Ihm schlossen sich zahlreiche ähnliche Bauten in den nächsten Jahren an. Einer der schönsten entstand bereits 1560, als sich Konstantin Ferber, der Sproß eines alten Patriziergeschlechts, der selbst lange entscheidungsvolle Jahre die Geschicke Danzigs zu leiten berufen war, in der Langgasse (Nr. 28) ein neues Haus er- richtete, das die Macht und den Reichtum seiner Besitzer aller Welt vor Augen führen sollte. Mit einer verschwenderischen Fülle von Schmuckstücken und allegorischen Figuren wurde auch das Haus Langgasse Nr. 37 im Jahre 1563 ausgestattet,

das zu der klaren Fassadengliederung des benachbarten Löwen-
schlosses (Langgasse Nr. 35) aus dem Jahre 1569 und des Eck-
hauses am Langen Markt (Langgasse Nr. 45) einen wirkungs-
vollen Gegensatz bildet. Einen der größten der neuen Bürger-
bauten schuf wahrscheinlich Antony von Obbergen 1598 am
Frauentor; seit 1845 befindet er sich im Besitz der Naturfor-
schenden Gesellschaft, die schon 1743 begründet wurde und
auf deren Veranlassung 1866—67 seine alte schlanke Turmspitze
der Anlage einer Sternwarte weichen mußte. Die geschweiften
Dachformen und die sechs hochragenden Geschosse dieses Hauses
beherrschen gleich dem Krantor das Bild der Langen Brücke.
Seine ausgedehnten Böden dienten ebenso wie die Dachge-
schosse des Englischen Hauses als Lagerräume.

Während diese Bauwerke, wie die Mehrzahl der gleich-
zeitigen Bürgerhäuser, die noch heute nach Duzenden zählen,
in den Formen der niederländischen Renaissance gehalten sind,
machten sich bei dem Hause, das sich Hans Speimann 1609
erbauen ließ, italienische Einflüsse geltend (Langer Markt
Nr. 41). Den reichen Relieffschmuck seiner Sandsteinfassade
lieferte Meister Hans Voigt aus Rostock. Abgesehen von der
Langgasse und dem Langen Markt weisen, um nur noch einige
Beispiele zu nennen, auch die Brotbäckergasse (Nr. 1, 11, 23),
die Heilige-Geist-Gasse (Nr. 9, 82), die Jopengasse (Nr. 71), die
Frauengasse (Nr. 3, 26), die Hundegasse (Nr. 11, 12, 55), die
Elisabethkirchengasse (Nr. 3) und die Pfefferstadt (Nr. 25, 27,
47) prächtige Werke der Danziger Baukunst jener Jahre auf.

Die Fassaden wurden durch vortretende Köpfe, eingelassene
Medaillons, Kartuschen und mannigfaltig verzierte Frieße be-
lebt. Den Giebel schmückten Pilaster, Gesimse und Konsolen.
Seinen oberen Abschluß bildete häufig eine Tierfigur. Die
stärkste Wirkung auf das Straßenbild übten die Häuser durch
ihren farbigen Anstrich aus, der, sicher schon von der Spätgotik
übernommen, zu dieser Zeit seine ausdrucksvollste Verwendung
erfuhr. Giebeln und Mauern wurden mit Ölfarbe rot, weiß,
grün, gelb, schwarz, braun oder grau getüncht. Das gehauene

Steinwerk wurde dabei gleich dem Fachwerk, den Fensterläden, Türen und Toren durch andere Farben von der Putzfläche abgehoben, auch wurden einzelne Teile der Giebel und der Fassaden übergoldet und übersilbert. Helle Farbentönungen wurden anscheinend bevorzugt; doch wurde 1648 ein Haus in der Faulengasse, das der Dorotheenkapelle in der Marienkirche gehörte, ganz rot angestrichen.

Einen der eigenartigsten Bestandteile des Danziger Bürgerhauses bildeten die Beischläge, jene dem Erdgeschoß vorgelegten Vorbauten, auf denen in Ermangelung eines Hausgartens der Bürger im Schatten der Straßenlinden seine Mußestunden zu verleben pflegte. Die ältesten von ihnen gehen wohl schon auf das 15. Jahrhundert zurück, als der Zugang zu den größeren und vornehmeren Häusern durch besondere Pfosten, die „Wangelsteine“, in der Straßenflucht bezeichnet wurde. Indem sich an sie Sitzbänke anlehnten und die Kellerhölse kräftiger ausgebaut wurden, ward ein auf zwei Seiten umfriedeter Vorplatz geschaffen, der, ohne in den Besitz des Hauseigentümers überzugehen, mehr und mehr der Verfügung der Öffentlichkeit entzogen wurde. Die Bestimmungen der Willkür, die schon vor 1450 alle ungewöhnlichen Brücken und Vorbauten über den Vorkellern verbot, blieben unbeachtet. Die ältesten erhaltenen Beischlagwangen befinden sich jetzt im Stadtmuseum.

Für die endgültige Ausbildung der Beischläge wurden die ausgedehnten Umbauten des 16. und 17. Jahrhunderts entscheidend. Sie wurden damals in die Gestaltung der Fassaden als selbständige Baukörper mit hineingezogen, indem sie gewissermaßen einen Vorhof bildeten, über den der Weg in die Empfangshalle der Diele führte. Sandsteinbrüstungen mit reichen plastischen Verzierungen und kunstvoll geschmiedete Gitter umgaben die Beischläge, deren Abschließung nach der Straße hin dadurch verstärkt wurde, daß sie um mehrere Stufen höher als der Straßendamm gelegt wurden. Um etwaigen Überschwemmungen besser zu begegnen, aber auch um den

Eindruck der Neigung der Straßen nach der Mottlau hin zu verwischen, erhielten die zum Flusse hin gelegenen Häuser höhere Beischläge als die weiter oberhalb befindlichen. Die obere Kante der Beischläge der einzelnen Straßen kam dadurch ungefähr in eine Ebene zu liegen. Leider haben die meisten Beischläge, die früher alle größeren Straßenzüge einfüumten und deren Zahl noch 1868 bei 4000 Häusern rund 600 Stück betrug, den Anforderungen des Verkehrs weichen müssen. Nur in der Topengasse, Brotbänkengasse, Frauengasse und Heiligen-Geist-Gasse sind sie in größerer Zahl erhalten. Die schönsten Beischläge sind auf dem Langen Markt vor dem Artushofe vereinigt.

6. Barock und Rokoko

Mit dem Beginn des Krieges zwischen Schweden und Polen im Jahre 1655, in dem Karl Gustav, wie einst Gustav Adolf, die Krone Polens zu erringen trachtete, trat Danzig in die Zeit seines Niederganges ein. Die langjährigen Kämpfe, die sich mehrfach seinen Mauern näherten, untergruben alle Sicherheit des Verkehrs und jedes Vertrauen der auswärtigen Staaten in den Handel des Weichsellandes. Die Vormachtstellung, die Danzig zuvor noch immer zu behaupten gewußt hatte, ging zugrunde. Dazu zerrütteten soziale Unruhen, das Verlangen der Bürgerschaft nach stärkerer Beteiligung an der Regierung und konfessionelle Streitigkeiten den inneren Frieden. Die Stadt, die sich soeben erst ein glänzendes Gewand ungelegt hatte, mußte sich deshalb in ihren weiteren Bauplänen beschränken. Während in den früheren Zeitaltern die Kunst von der Gesamtheit der Bevölkerung getragen wurde und die Nachbarn in dem Schmuck ihrer Häuser miteinander wetteiferten, so daß die Kunst der Gotik und der Renaissance sich von Straße zu Straße auszuwirken und allmählich das ganze Stadtbild in ihren Bannkreis zu ziehen vermochte, blieb die baukünstlerische Betätigung fortan das Werk einzelner wohlhabender Bürger.

Der persönliche Reichtum und Geschmack machte sich in einem Maße wie nie zuvor geltend.

Nur in einer Hinsicht raffte sich die Gesamtheit zu gemeinsamer Tat auf, weil die Verhältnisse sie dazu zwangen. Die Ausbildung der Schußwaffen und der Belagerungstechnik machte den weiteren Ausbau der Befestigungen notwendig. Die der Stadt vorgelagerten Höhenzüge, der Bischofsberg und der Hagelsberg, wurden deshalb mit Bastionen versehen und durch Laufgänge an die älteren Werke am Petershagener Tor und auf der Altstadt angeschlossen. Auch wurde der Holm befestigt und die Ralkschanze, die an der Stelle der heutigen Waggonfabrik lag, sowohl mit dem Hagelsberg als mit der Festung Weichselmünde durch eine Reihe von Schanzen verbunden. Für die Errichtung dieser Werke hatte der niederländische Generalquartiermeister von Perceval schon 1650 eingehende Pläne entworfen; 1655 wurden sie ausgeführt.

Die Schaffung öffentlicher Gebäude innerhalb der Stadt beschränkte sich in diesen Jahrzehnten auf wenige Bauten. Um den fortwährenden Ansprüchen der Jesuiten, die sich in Alt-schottland unter dem Schutze des Bischofs von Leslau niedergelassen hatten, auf die Oberpfarrkirche von St. Marien zu begegnen, wurde der katholischen Gemeinde die Errichtung einer Kapelle auf dem Pfarrhofe gestattet. Sie wurde 1678—82 durch den Baumeister Barthel Ranisch erbaut und nach ihrem Stifter, König Johann Sobieski von Polen, zumeist als Königliche Kapelle bezeichnet. Im Gegensatz zu allen anderen Danziger Kirchen war sie ein Zentralbau mit einer hohen Kuppel, die sich im Straßenbilde wirkungsvoll bemerkbar macht. Als einzigem größeren Barockbau kommt ihr für die Danziger Kunstgeschichte besondere Bedeutung zu; doch ist zu beachten, daß auch in diesem Falle die gleichzeitige holländische Kunst ihren hergebrachten Einfluß geäußert hat.

Von den sonstigen Kirchenbauten dieser Zeit ist nur die neue St. Salvatorkirche zu erwähnen, die, zunächst 1633 außerhalb des Petershagener Tores erbaut, doch schon 1656

niedergelegt war. Im Jahre 1695 wurde sie innerhalb der neuen Stadtumwallung auf Petershagen als einfacher Fachwerkbau neu errichtet. In der Gestaltung ihrer Westfront lehnte sie sich an Alt-Danziger Vorbilder an. Auch wurde für die englische Kolonie in Danzig eine eigene Kapelle erbaut. Nachdem den Engländern im Handelsvertrag von 1706 der Erwerb eines eigenen Hauses zur Abhaltung von Gottesdiensten und für die Wohnung eines englischen Geistlichen zugestanden war, ging im Jahre 1711 das Grundstück Heilige-Geist-Gasse Nr. 80 in ihren Besitz über, das noch heute seiner ursprünglichen Bestimmung genügt.

Unter den übrigen öffentlichen Bauten ist das Stadtlazarett (1745—47) am Olivaer Tor hervorzuheben. Es waren schlichte Nutzbauten, doch nicht ohne Geschmack. Dagegen war die neue Rathhaustreppe mit ihrem Portal, die 1766—68 Daniel Eggert schuf, in würdigen, strengen Formen mit reichen Verzierungen gehalten; ein älterer Entwurf von 1729 war nicht zur Ausführung gekommen. Die bedeutendste städtebauliche Anlage, die zugleich die Ausdehnung der Wohnstadt nach Langfuhr in Erscheinung treten ließ, war die Große Allee, die aus holländischen Linden in den Jahren 1768—70 auf Betreiben des späteren Bürgermeisters Daniel Gralath angepflanzt wurde. Sie verlief vom Olivaer Tor am Hospital Aller Engel und dem Adebarskrüge vorbei in einer Länge von 2 Kilometern bis zum Landsitz der Familie Uphagen am Ostende von Langfuhr.

Der Bürgerhausbau setzte, soweit er nicht zeitweilig zum Stillstand kam, die Entwicklung fort, die er in den letzten Jahrzehnten so erfolgreich genommen hatte. Mehr und mehr bedeckten sich die Fassaden mit einem vielverschlungenen Bandwerk, immer kräftiger schwangen die Profile der Siebel in Voluten und Knorpel aus. Eine gewisse Übersteigerung und Entartung dieser Formen konnte nicht ausbleiben. (Langer Markt Nr. 20 von 1680.)

Um 1700 trat daher eine bedeutende Vereinfachung ein. Die Siebelformen wurden schlichter und strenger im Aufbau;

Kranzgewinde füllten die Lücken zwischen den Siebelstaffeln aus (Heilige-Geist-Gasse Nr. 12 von 1709). An die beiden Seiten und auf die Mittelspitze des Siebels wurden gerne Vasen gestellt (Schäferei Nr. 3 von 1728, 1. Damm Nr. 20 von 1769). Das Rokoko brachte dann seit etwa 1760 wieder eine größere Bewegung in die Linienführung, obwohl die Fassade fortan des figürlichen Beisatzes fast gänzlich entbehrte. Das glänzendste Beispiel des Danziger Bürgerhausstiles am Ende des 18. Jahrhunderts bietet das Haus Langgasse Nr. 12, das sich der Ratsherr Johann Uphagen 1776 erbauen ließ. Seine Diele mit der damals sehr beliebten Hängeetage, die ein trauliches Teestübchen birgt, sein prunkvoller Festsaal, die Gesellschafts- und Wohnräume, die ihre ehemalige Einrichtung noch bewahrt oder eine solche im Stile jener Zeit wiedererhalten haben, bringen die nahezu fürstliche Haushaltung der Alt-Danziger Patrizier in einzigartiger Weise zur Anschauung.

Eine besondere Zutat der Bopszeit zum Danziger Stadtbild bilden die herrschaftlichen Paläste und Landhäuser, die vornehme Adlige aus der Umgebung und die Ratsfamilien sich erbauten. Zu ihnen gehörte das Herrenhaus auf Langgarten (Nr. 88—98), das sich um 1750 der Reichsgraf Georg Valentin Aniszsch errichtete und in dem später die Familie von Rottenburg wohnte, bis es 1793 zum Sitze des preußischen Gouverneurs ausersehen wurde. Leider wurde es 1905 abgebrochen. Dagegen sind das Gebäude des russischen Residenten auf Langgarten Nr. 74 und das Rennerstift am Olivaer Tor (1724) noch vorhanden. Vor allem zeugen die Landhäuser in Pelonken, Schwabental und Ernsttal bei Oliva und in Hochwasser bei Boppot in ihrer einfachen, gediegenen Gestaltung von dem Geiste jener Zeit. Auch die Gartenkunst wurde auf diesen Höfen eifrig gepflegt. Der Park, den sich der Abt von Oliva um sein neues Schloß anlegen ließ, war mit schnurgeraden Alleen und fein abgezielten Gängen und Teichen ebenso angefüllt wie mit lauschigen Grotten, chinesischen Tempeln, Wasserspielen und „fürstlichen Ausfichten“.

Um 1800 traten klassizistische Formen in Danzig auf; doch haben sie unter den wirtschaftlichen und politischen Erschwernissen jener Jahre keine sonderliche Verbreitung gefunden. Das ehemalige Gebäude der Reichsbank an der Ecke von Jopengasse und Scharmachergasse wurde 1908 abgerissen; andere Bauten dieser Zeit sind in den Häusern Heilige-Geist-Gasse Nr. 83 und Brotbänkengasse Nr. 25 erhalten. Der wichtigste Bau war unstreitig das Stadttheater, das auf dem Kohlenmarkt 1798—1801 von dem Stadtbaumeister Held errichtet wurde. Gegenüber dem Zeughause wurden ferner an der Stelle der alten Tagneterbuden Kolonnaden mit antiken Säulengängen erbaut.

Einen besonderen Bautyp aus dem 17. und 18. Jahrhundert stellen schließlich einige Mehrfamilienhäuser dar, die als Kanzel- oder Reihenhäuser dem Straßenbild einen eigentümlichen Einschlag verleihen. Von den Kanzelhäusern — sie haben ihren Namen von einer Holzgalerie erhalten, die sich auf der Vorderseite des Gebäudes hinzieht und den Zugang zu den einzelnen Wohnungen des oberen Stockwerkes vermittelt — sind noch Beispiele vorhanden auf dem Kneiphof (Fleischergasse Nr. 89), auf dem Baumannshof (Fleischergasse Nr. 31) an der Trinitatiskirche, auf dem Hofe des Heiligen-Geist-Spitals in der Tobiasgasse (1695), Nonnenhof Nr. 4, Professorgasse Nr. 4 und Spendhausneugasse Nr. 2. Die Bauart der Reihenhäuser veranschaulichen die Bauten auf dem Eimermacherhof (1733—39) und das Haus Malergasse Nr. 1 (1744); bei ihnen sind die einzelnen Wohnungen, die nur aus einer Stube und Küche bestehen, durch besondere Türen von der Straße her zugänglich.

7. Zerstörung und Neubau im 19. Jahrhundert

Der Ausbruch der Napoleonischen Kriege, in denen die Stadt einer zweimaligen mehrmonatigen Belagerung in den Jahren 1807 und 1813 unterworfen war, leitete einen neuen Abschnitt der Danziger Baugeschichte ein. Soweit fortan eine Bautätig-

keit stattfand, wurde sie durch militärische Gesichtspunkte bestimmt. Bischofsberg und Hagelsberg, die Jesuitenschanze oberhalb des Jesuitenkollegiums in Altschottland, der Holm und zahlreiche Schanzen an der Weichsel wurden mit Rücksicht auf die neuen Formen von Angriff und Verteidigung im Festungskriege ausgebaut. Sie haben die Stadt in beiden Fällen vor der Erstürmung mit bewaffneter Hand bewahrt; aber sie haben weder ihre Übergabe verhindern, noch das alte Stadtbild ungeschmälert erhalten können. Wurden doch durch die Beschießungen ganze Straßenzüge wie die Hopfengasse auf der Speicherinsel und die Fleischergasse niedergelegt und allenthalben Häuser in Brand gesetzt oder zum Einsturz gebracht. Außer dem Dominikanerkloster und dem Hospital zu Aller Gottesengel lagen am Ende der Freistaatzeit 197 Speicher und 112 Gebäude in Trümmern, während mehr als 1000 weitere Häuser schwer beschädigt waren. Auch der Anfang der Großen Allee hat niedergelegt werden müssen. Es galt deshalb überall neu aufzubauen.

Aber noch ehe die Schäden der Kriegszeit wiederhergestellt waren, setzte von anderer Seite eine weitere und noch viel verhängnisvollere Zerstörung des alten Stadtbildes ein. Da sich unter der preußischen Herrschaft und durch den engen Anschluß Danzigs an das reichsdeutsche Wirtschaftsleben Handel und Verkehr wieder hoben, nahm die Bevölkerung beträchtlich zu. Hatte die Stadt 1814 nur 50 000 Einwohner gezählt, so wuchsen diese bis 1826 auf 60 000, bis 1861 auf 82 000, bis 1880 auf 108 000, bis 1890 auf 120 000, bis 1900 auf 140 000 und bis 1910 auf 170 000 Personen an, um schließlich 1920 das zweite Hunderttausend zu überschreiten. Für alle diese Scharen mußten Wohnräume und Arbeitsstätten geschaffen werden. Aber während unter den gleichen Verhältnissen im 14. und später im 17. Jahrhundert den vorhandenen Siedlungen neue Stadtteile angefügt wurden, obwohl die Ausdehnung der damals unentbehrlichen Befestigungen vielfache Hindernisse darbot, wurde jetzt auf großzügige städtebauliche Pläne verzichtet und die

Lösung der Wohnungsnot in der Aufstockung der schon überhohen Häuser der alten Stadtteile und in der Bebauung der wenigen noch freien Hofräume gesucht. Das gesetzte Ziel war aber auf diesem Wege um so schwerer zu erreichen, als für die modernen Geschäftsräume und Läden, für Fabriken und Verkehrslinien nicht minder Platz in den Häusern und auf den Straßen beschafft werden mußte. Die Folge war die Vernichtung unerseklicher Bauwerke, die um so rücksichtsloser den angeblichen Bedürfnissen der Zeit geopfert wurden, als die zumeist zugewanderten Massen der Neubürger den überlieferten Werten der Vergangenheit weder geschichtliches oder künstlerisches Verständnis, noch heimatliche Zuneigung entgegenbrachten. Dieses Vorgehen war um so bedauerlicher, als nicht mehr, wie in den früheren Jahrhunderten, die zerstörten Gebäude durch gleichwertige Neubauten ersetzt wurden.

Die ersten Opfer dieser neuen Bewegung waren die alten Stadttore, die seit den Tagen des Mittelalters die Rechtstadt gegen die Vorstädte abgesperrt hatten: das Fischertor in der Melzergasse wurde 1828, das Breite Tor am Holzmarkt 1831 und das Ketterhagertor in der gleichnamigen Gasse 1836 niedergelegt. Am Grünen Tor wurden die alten Siebel 1831 ohne zureichenden Grund entfernt und an ihrer Stelle das freigelegte Dach hinter einer hohen Wand verborgen; erst 1886 wurde der ursprüngliche Zustand mit geringen Abänderungen wiederhergestellt. Um den Zugang zur Innenstadt zu erleichtern, wurde ferner 1878 der Wall zu beiden Seiten des Hohen Tores durchbrochen. Dagegen wurden in den Jahren 1868—78 die äußeren Festungswerke verstärkt, das Petershagener, das Neugartener und das Olivaer Tor ausgebaut und der Hagelsberg mit neuen Rasematten und Grabenwehren versehen, die erst bei der allgemeinen Entfestigung Danzigs nach dem Jahre 1918 beseitigt wurden.

Waren auf diese Weise die bestehenden Verkehrswege erweitert, so wurden mehrfach auch neue Straßenverbindungen geschaffen. Die uralte Mauer, die am Dominikanerkloster

Rechtstadt und Altstadt schied, wurde 1843 abgebrochen, so daß fortan ein ungehinderter Zugang von der Breitgasse über die Junkergasse zum Altstädtischen Graben erfolgen konnte. Zuvor hatte nur der Weg durch das Breite Tor und das Haustor bestanden. Nachdem am Mottlau-Ufer 1853 die „Weinbrücke“, die Verlängerung der Langen Brücke vom Krantor bis zum Johannistor, erneuert war, wurde die Brücke zwischen dem Johannistor und Häkertor erbaut, wodurch die Lange Brücke ihre größtmögliche Ausdehnung vom Grünen Tor bis zum Fischmarkt erhielt. Zwischen den bisher getrennten Siedlungen von Langgarten und der Niederstadt wurde in Weiterführung der Weidengasse eine Verbindung hergestellt, die den Verkehr in jener Gegend ebenso belebte wie die Zuschüttung der Sumpfgräben in den übrigen Gassen der Niederstadt (1873).

Der Freilegung der Straßen folgte der Abbruch umfangreicher Baublöcke. Mochte mit der Beseitigung der alten Anbauten an der Marienkirche 1835 und der Kolonnaden auf dem Kohlenmarkt 1853 der Kunstfreund sich zufrieden geben, so vernichtete die völlige Zerstörung des Dominikanerklosters 1839—40 und des Birgittinnenklosters 1849—51 Werte, die trotz der Baufälligkei t der Gebäude bei verständiger Denkmalpflege dem Stadtbilde auch weiterhin zur Zierde gereicht hätten. Nur durch den unermüdlichen Widerstand, den der Bildhauer Rudolf Freytag allen gleichgearteten Bestrebungen entgegensetzte, und die Unterstützung, die er bei König Friedrich Wilhelm IV. fand, entging das Franziskanerkloster demselben Schicksal.

Geradezu erschütternd waren die Verwüstungen, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an Danzigs Stolz, den Bürgerhäusern der Gotik und Renaissance, anrichtete. Noch auf den malerischen Ansichten der Stadt, die Johann Carl Schulz um 1850 anfertigte, und auf zahlreichen anderen Zeichnungen jener Jahre zeigt sich die Stadt in unverändertem Schmucke ihres künstlerisch und geschichtlich gleich wertvollen Gewandes; um 1900 waren nur noch dürftige Reste der ein-

stigen Herrlichkeit vorhanden. Die Beischläge wurden zum größten Teile entfernt, um den Fahrdamm zu verbreitern, die Hausdielen ausgeräumt, um Platz für Läden zu gewinnen, und die Portale, wenn nicht völlig zerstört, an die Seite der Hausfront versetzt. Die neuen, großen Fensteröffnungen erweckten den Anschein, als ob die Fassaden in der Luft schwebten. Aber auch die Giebel wurden abgebrochen, um eine weitere Aufstockung der Gebäude zu ermöglichen oder wenigstens die Kosten ihrer Unterhaltung zu sparen. Was bedeuteten sie einer Zeit, in der das langweilige flache Pappdach das malerische Satteldach verdrängte?

Der Versuch, die einzelnen Teile der überkommenen Häuser den modernen Bedürfnissen anzupassen, hatte sich, da die Rücksichten auf den Verkehr alle anderen Bedenken überwogen, bewährt. Er wurde in größtem Maßstabe durch den Abbruch ganzer Häuser fortgeführt, an deren Stelle geschmacklose Geschäftsbauten traten. Ihre Erbauer bekümmerten sich nicht um ihre Einfügung in das Straßenbild, sondern glaubten ein übriges zu tun, wenn sie den Danziger Stil in Stück nachahmten. Es ist schwer zu entscheiden, ob mehr die Zerstörung des Alten oder der Aufbau des Neuen dem Stadtbilde geschadet hat. Dabei ist es gleichgültig, ob als historischer Stil die Gotik oder die Renaissance beliebt wurde. So entstanden in Danziger Gotik die Anbauten am Franziskanerkloster (1870—72), die Oberpostdirektion am Winterplatz (1875—78), später die Petrischule am Hansaplatz (1904) und die Stadtbücherei am Schüßeldamm (1905). An den Renaissancestil lehnten sich an das Städtische Krankenhaus, jetzt Armenhaus in der Sandgrube (1885—86), das Landeshaus, jetzt Volkstag auf Neugarten, die Hauptpost in der Langgasse (1895—99), der Hauptbahnhof (1894—1900) und das Generalkommando (1898—1901). Erst die Gebäude der Technischen Hochschule in der Großen Allee (1900—1904), die Reichsbank (1905), das Polizeipräsidium (1903—1905), die Landesversicherungsanstalt (1903—1905) auf dem Karrenwall und das Land- und Amtsgericht

(1906—1910) wiesen, obwohl auch sie auf historische Formen grundsätzlich nicht verzichteten, in der Durchführung selbständigere Züge auf.

Die zu gleicher Zeit errichteten Geschäfts- und Wohnhäuser folgten in der Wahl historischer Stilformen dem Beispiel der öffentlichen Bauten, blieben jedoch in der städtebaulichen Wirkung hinter ihnen zumeist noch beträchtlich zurück. Danzig war auf dem besten Wege, ein kunstgeschichtliches Trümmerfeld zu werden, aus dem nur wenige, ganz mächtige Bauwerke, wie die Kirchen und Rathäuser, denen man nichts antun konnte oder anzutun wagte, emporragten; wurde doch sogar der Plan erörtert, die Marienkirche bis zur Jopengasse und Heiligen-Geist-Gasse hin freizulegen.

Erst kurz vor dem großen Kriege setzte ein Wandel ein. Das neue Städtische Krankenhaus in der Delbrück-Allee (1907), die Frauenklinik in Schellmühl, die Brandkasse am Elisabethwall, das Raiffeisengebäude am Krebsmarkt und die Eisenbahndirektion am Olivaer Tor waren bestrebt, unter teilweiser Belebung barocker Erinnerungen einen neuen Stil zu verwirklichen. Die straffe Gestaltung ihres Grundrisses, die klare Gliederung ihrer Fassaden, der Verzicht auf Schmuckformen, die für den architektonischen Aufbau unwesentlich waren, hoben sie aus der Masse der vorausgegangenen Bauten heraus; doch ließen sie, da sie zumeist an entlegene Stellen gesetzt wurden, eine Einordnung in irgendwelche städtebauliche Gesamtpläne fast völlig vermissen. Die Eisenbahndirektion und die Brandkasse kommen wegen ihrer ungünstigen Lage nirgends zu rechter Wirkung.

Die Ursache dieser Mängel lag jedoch schon einige Jahrzehnte zurück. Die Niederlegung der Wälle auf der Nord- und Westfront der Stadt in den Jahren 1895—97 war in der Absicht unternommen, für eine Reihe von öffentlichen Gebäuden und besseren Mietkasernen Raum zu schaffen. Da die anstoßenden, zumeist recht minderwertigen Straßenzüge in der Altstadt und auf der Vorstadt dabei nicht beseitigt und in die

neuen Anlagen nicht hineinbezogen wurden, blieb nur eine, an sich zwar verhältnismäßig breite Straße übrig, die sich wie ein Band um die alte Stadt herumzog. Sie wurde zumeist nur einseitig bebaut und entbehrte, da man sie dem Verlauf der früheren Wälle folgen ließ, jeder Möglichkeit einer städtebaulichen Gestaltung, die naturgemäß eine andere Linienführung erfordert hätte, als es die in ihr fortlebenden militärischen Gesichtspunkte einer fernen Vergangenheit gestatteten. Weder Straßensucht noch Platz wird diese Wallringstraße, die auf einen Entwurf des Oberbaurates Stübben in Köln zurückgeht, den Bauplänen einer kommenden Zeit, die allmählich jene Fehler einsehen wird, noch viele Hemmnisse bereiten.

Die künftige bauliche Entwicklung wird im übrigen nicht im engen Anschluß an die alte Stadt, sondern weiter auswärts in den Vororten erfolgen, die durch die reiche Siedlungstätigkeit der letzten Jahrzehnte mehr und mehr zusammengewachsen sind. Ihre Eingemeindung in den Jahren 1902—07 und 1914 hat die Fläche des Stadtgebietes von 389 Hektar im Jahre 1814 auf 6428 Hektar im Jahre 1914 vergrößert. Die Großstadtsiedlung Danzig ist ein vielgestaltiges, wenn auch zunächst noch unförmiges und ungegliedertes Gebilde geworden, das sich zwischen Plehnendorf im Osten und Prauß im Süden bis über Zoppot hinaus nach Westen erstreckt und in Glettkau, Brösen und Neufahrwasser bereits den Strand der Danziger Bucht erreicht hat. Seit 1918 füllen sich die Lücken zwischen Danzig, Langfuhr, Oliva und Brösen zusehends aus. Neue Kirchen sind in diesen Bezirken entstanden: Die Lutherkirche (1899), die Herz-Jesu-Kirche (1908) und die Christuskirche (1916) in Langfuhr, die Heilandskirche (1901) in Schidlitz, die Himmelfahrtskirche (1904) in Neufahrwasser, die St. Franziskuskirche in Emaus (1906) und die St. Antoniuskirche (1924) in Brösen. Wie einst im 15. Jahrhundert Wohnstadt, Speicherstadt, Gartenstadt und Gewerbestadt sich voneinander trennten, geht Groß-Danzig, wenn auch unter den Erschwerungen, welche die Annäherung des pommerellischen Höhenzuges an die Weichsel-

niederung und die Rüste, sowie die kommunale Selbständigkeit von Ohra, Oliva und Zoppot einer großzügigen städtebaulichen Aufteilung des Geländes um Alt-Danzig bereiten, einer erneuten Aussonderung von Geschäftsstadt, Industrie- und Hafensstadt und Wohnvororten entgegen.

III. Die Stadt als Kunstwerk

Wie die mannigfachen staatlichen, wirtschaftlichen, völkischen und kulturellen Beziehungen, in welche die Stadt durch ihre räumliche Lage hineingestellt war, die Ausbildung ihres Grundrisses mitbestimmt haben, so empfängt die Gestaltung des Stadtbildes erst aus der Kenntnis ihrer siedlungsmäßigen Entwicklung zureichende Deutung. Denn wenn unter dem Stadtbild der äußere sinnfällige Eindruck verstanden wird, den die Stadt als Kunstwerk auf den Beschauer ausübt, so leuchtet es ein, daß dieser Eindruck im wesentlichen durch die Formen des Grundrisses und des Aufrisses der Stadt hervorgerufen wird. Dabei kann jedoch kein Zweifel darüber obwalten, daß vielfach nicht im eigentlichen Sinne künstlerische, sondern wirtschaftliche und stadtbautechnische Gesichtspunkte die Führung der Straßen, die Lagerung der Gebäude und die Ausdehnung des Weichbildes maßgebend beeinflusst haben. Die Beurteilung der Frage, ob und wieweit die Stadt ein planvoll geschaffenes Gebilde der Stadtbaukunst ist, hängt demnach von der Erkenntnis der Umstände ab, unter denen sie als Siedlung entstanden ist. Auf der anderen Seite ist oft zu beobachten, daß Anlagen, die zunächst nur aus wirtschaftlichen Gründen geschaffen wurden, späterhin in künstlerischem Sinne umgeformt wurden, und daß künstlerische Leistungen späterhin häufig anderen Zwecken zuliebe ihrer ursprünglichen Wirkung beraubt wurden. Erst wenn im einzelnen bedacht ist, wie sehr das Stadtbild seine einstige Schönheit bereits eingebüßt hat und wieweit Verhältnisse, die mit der

Stadtbaukunst nichts zu tun haben, seine Gestaltung bedingten, wird die städtebauliche Leistung der Vergangenheit, die in der gegenwärtigen Erscheinung der Stadt zutage tritt, zutreffend bewertet werden.

Zu den Bestandteilen des Stadtbildes, die eine hervorragende künstlerische Wirkung ausüben, ohne daß ihre Entstehung ausschließlich oder gar nur vornehmlich auf künstlerische Absichten zurückgeführt werden kann, gehört der Grundriß der Stadt. Wie die siedlungsgeschichtliche Betrachtung gezeigt hat, ist der Grundriß Alt-Danzigs das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung gewesen. Aus mehreren Zellen, der Rechtstadt, der Altstadt, dem Hakelwerk, der Vorstadt, der Speicherinsel, Langgarten und der Niederstadt, ist er nach und nach zusammengewachsen. Aber auch diese einzelnen Teile der Stadt haben sich erst allmählich herausgebildet.

Vor allem kann die Rechtstadt innerhalb ihres mittelalterlichen Mauergürtels in eine größere Anzahl von Urzellen, die Marktsiedlung, die Stadt des 13. Jahrhunderts in ihren verschiedenen Bauabschnitten und die Neustadt, zerlegt werden, so daß also auch für die einzelnen Glieder des Stadtkörpers mit der Auswirkung eines bestimmten Bauplanes nur bedingt gerechnet werden darf. Zudem mußten diese neuen Anlagen auf die schon erfolgte Aufteilung des Geländes Rücksicht nehmen. Für den Grundriß der ältesten Teile der Rechtstadt war der Verlauf der noch älteren Verkehrswege, der Langgasse und der Topengasse, nicht minder maßgebend, als der Radaunekanal und die kaschubische Landstraße im Verlaufe der heutigen Pfefferstadt für die Ausdehnung der Altstadt. Als einheitliche Planungen, die als Beispiele der Stadtbaukunst der Vergangenheit bewertet werden können, sind in Danzig nur die Neustadt aus der Mitte, die Vorstadt aus dem Ende des 14. Jahrhunderts und die Niederstadt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zu betrachten.

Aber auch diese Feststellung bedarf einer Einschränkung, insofern diese Siedlungen lediglich als Teile einer schon be-

stehenden Anlage gedacht waren. Sie hatten wohl eigene Kirchen, aber keine eigenen Märkte. Nur die Jungstadt Danzig war eine Gründungsstadt im hergebrachten engeren Sinne dieses Wortes mit allen Eigenschaften, die einer Stadt zukamen. Aber das Schicksal hat gewollt, daß gerade sie durch ihre frühe Zerstörung der baugeschichtlichen Auswertung als Zeugnis des ordenszeitlichen Städtebaues entzogen wurde.

Ist somit in den Städten und Stadtteilen von Danzig der einheitliche Bauplan im ganzen zumeist zu vermissen, so ist auch im einzelnen die Auswirkung künstlerischer Absichten auf die ursprüngliche Gestaltung ihres Grundrisses und Aufrisses weit mehr in Frage zu stellen, als es dem entzückten Betrachter des heutigen Stadtbildes als zulässig erscheinen mag. Die Führung und die Breite der Straßen, die Stellung der wichtigsten Gebäude, der Rathäuser und Kirchen, bestimmten weit mehr verkehrstechnische Gesichtspunkte als die Absicht, eine schöne Stadt zu bilden. Die Entwicklung verlief, besonders im 14. Jahrhundert, viel zu stürmisch, das damalige Bürgertum war viel zu sehr mit rein wirtschaftlichen Erwägungen beschäftigt, die Zunahme der Bevölkerung und der Wechsel des Wohlstandes in den einzelnen Volksschichten erforderten zumeist eine so rasche und eingreifende Erweiterung und Erneuerung der überkommenen Wohnhäuser, daß für die künstlerische Ausgestaltung des Straßenbildes damals gewiß ebensowenig Sinn vorhanden war wie in den zauberhaft aus dem Boden hervorschießenden Kolonialstädten Amerikas im 19. Jahrhundert.

Ein Blick in die Städte des Ordenslandes, die aus jener Zeit entstammen, aber auf einer älteren Entwicklungsstufe stehengeblieben sind, läßt erkennen, wie überaus zweckmäßig in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht städtebaulich gearbeitet wurde; von Schönheit ist dagegen in ihnen nicht viel zu bemerken. Fachwerkhäuser standen neben elenden Buden, wüste Plätze rissen die Straßenwandungen auseinander, und die wenigen Steinhäuser drängten sich auffällig und unver-

mittelt zwischen die niedrigeren und unscheinbaren Holzbauten. Patrizier wohnten neben minder begüterten Handwerkern. Unter diesen Umständen ist es um so mehr zu bewundern, welche künstlerischen Möglichkeiten der mittelalterliche Stadtplan späteren Geschlechtern dargeboten hat, als der Sinn für geschlossene, künstlerisch durchgebildete Straßenfluchten entstand. Er zwang sie nicht in bestimmte Formen hinein, wie es die modernen Stadtpläne vielfach tun, die wohl für die Architektur ihrer Zeit passen, aber die fortdauernde Veränderlichkeit der Hausformen nicht bedenken. Die Renaissance hat sich mit dem spätgotischen Stadtplan bestens abgefunden. Das Barock dagegen wußte, da es ihn nicht völlig zerstören konnte und wollte, mit ihm wenig anzufangen. Es war für Danzig vorteilhaft, daß gerade zur Zeit seiner Herrschaft die Mittel zu einem umfassenden Umbau des Stadtbildes der Bürgerschaft fehlten.

Das 14. Jahrhundert liebte, wie die Neustadt und Vorstadt zeigen, kein wirres Durcheinander von Straßen und Häusern, sondern einen klaren Aufbau und eine straffe Gliederung des Stadtgrundrisses. Erst als der zunehmende Wohnungsmangel dazu zwang, Haus hinter Haus zu setzen und Geschoß auf Geschoß zu türmen, erwuchs seit dem 15. Jahrhundert jenes malerische Gemenge von Häusern, Erkern, Dächern und Giebeln, das so gern als das Kennzeichen einer mittelalterlichen Stadt betrachtet wird. Damals wurden die Straßen durch Vorbauten verengt und die Friedhöfe um die Kirchen herum bebaut, indem für die Begräbnisstätten vielfach neue Plätze vor den Toren angelegt wurden.

Es ist keine Frage, daß die großen Pfarrkirchen der Stadt ursprünglich einen freien Platz um sich gehabt haben. Im 14. Jahrhundert fehlten die Häuschen um St. Johann, wie die Häuserreihe in der Topengasse vor St. Marien. Trotzdem war die Wirkung dieser Bauten zu jener Zeit eine ganz andere, als sie es bei einer modernen Freilegung sein würde. Da die Kirchen noch fast durchweg basilikale Formen aufwiesen,

bildeten ihre niedrigen Seitenschiffe eine ästhetisch wirksame Überleitung des Auges von dem hohen Dachfirst des Mittelschiffes zu der Breite der Straßen und zu den Bürgerhäusern, die ebenfalls viel niedriger waren, als ihre heutigen Nachfolger. Erst im ausgehenden 15. Jahrhundert verdoppelten die Außenwände von St. Marien ihre Höhe ebenso wie der Glockenturm und die umliegenden Wohnbauten. Die einst breit und frei anmutende Straße erschien seitdem eng und gedrückt, bis schließlich die Bebauung der Nebenstraßen mit besonderen Grundstücken jene Straßenschluchten entstehen ließ, die heute dem Fremden als besonders altertümlich erscheinen.

Auch eine andere Erscheinung, die das heutige Stadtbild wesentlich bestimmt, entstammt erst der Zeit um 1500: der Blick von allen Stadttoren und zahlreichen Straßenecken auf die ragenden Kirchtürme. Wenn jetzt der Marienturm vom Langen Markt, vom Heumarkt, vom Olivaer Tor und von der Großen Mühlengasse zu sehen ist, so verdankt er diese weite Sichtbarkeit seiner Erhöhung in der Mitte des 15. Jahrhunderts. Wenn der Turm von St. Katharinen die Paradiesgasse wirkungsvoll abschließt, so ist dieser Eindruck nicht dadurch hervorgerufen, daß der Turm in die Verlängerung der Straße gestellt wurde; vielmehr ist die Straße, da sie jünger war als die Kirche, nach ihr ausgerichtet worden. War doch der Zweck der Türme nicht, dem Blick des Beschauers einen festen Zielpunkt darzubieten, sondern einen Ausguck zu schaffen, von dem aus das jeweils besiedelte Gebiet der Stadt überschaut werden konnte. Wie anders wirken die Glockentürme, seitdem sie, wie bei St. Marien und St. Johann, der ursprünglichen Westfront um mehrere Meter vorgesetzt wurden! Es ist schwer, die ästhetischen Wirkungen des mittelalterlichen Stadtbildes bis in die Einzelheiten hinein sich noch zu vergegenwärtigen.

Auch an den Stellen, an denen zuerst eine geschlossenere Bauweise einsetzte, wie am Markt, waren für die Ausgestaltung

der Platzwandungen mehr wirtschaftliche als künstlerische Absichten maßgebend. Jede Lücke, wie sie in anderen Straßen bestand oder wenigstens geduldet werden mochte, wäre hier ein wirtschaftlicher Verlust, ein Mangel in der Ausnutzung des wertvollsten Stadtgeländes gewesen. In kleineren Städten ist deshalb der Markt oft der einzige Bestandteil des Stadtbildes, der geschlossen bebaut ist und daher gewisse künstlerische Eindrücke hervorruft.

Nicht die einheitliche, künstlerische Planung der Gesamtstadt in ihrem Grundriß und Aufriß war somit die Leistung der spätmittelalterlichen Stadtbaukunst, sondern die geschickte Auswertung aller Gelegenheiten, die der aus anderen Gesichtspunkten geformte Stadtplan in letzter Linie auch dem Künstler darbot. Er lernte es, an hervorragende Stellen anziehende Gebäude hinzusetzen. Er schuf Durchblicke durch Tore und Ausblicke auf Türme, die den Wanderer ergötzten.

Die bewußte Gestaltung des Stadtbildes in künstlerischem Sinne ist erst ein Ergebnis der Spätgotik, wenn dieser Ausdruck für die so eigenartige Kunst um 1500 noch gebraucht werden soll. Sie ist in anderer Hinsicht das erste Anzeichen jenes Geistes, der in der Renaissance zum vollsten Durchbruch gelangte. Es ist kein Zufall, sondern die notwendige Begleiterscheinung dieser Entwicklung, wenn zur gleichen Zeit der Wunsch entstand, das Stadtbild in Prospekten festzuhalten. Der älteste Prospekt von Lübeck stammt aus dem Jahre 1475, von Bamberg von 1487 und von Nürnberg von 1493. Die früheste Zeichnung, die größere Teile des Danziger Stadtbildes wiedergibt, wurde um 1520 angefertigt. Sie bietet eine sehr genau ausgeführte Ansicht der Befestigungswerke der Altstadt von Finstererntum an über das St.-Jakobs- und Heilige-Leichnams-Tor und die Bastion St. Elisabeth bis zum Holzmarkt; doch entbehrt sie des einheitlichen Blickpunktes. Es fehlte noch die Fähigkeit, größere Massen von Gebäuden zu einem Bilde zusammenzufassen. Dasselbe ist der Fall bei jener Stadtansicht, die sich auf einer Holztafel über dem Ein-

gang zur großen Sakristei in der Marienkirche befindet und zwischen 1537–1556 hergestellt wurde. Sie zeigt in voller Deutlichkeit nur die Marienkirche und das Rathaus, hinter denen die anstoßenden Bürgerhäuser stark zurücktreten. Auch auf diesem Bilde sind die einzelnen Teile des Stadtaufriffes nebeneinander gesetzt, aber noch nicht zusammen geschaut.

Den ersten Versuch, einen größeren Teil des Stadtbildes von einem Punkte aus wiederzugeben, stellt ein kleines Bildchen in einer Danziger Chronik dar, die um 1553 entstanden ist und Heinrich von Rehden zugeschrieben wird. Es zeigt den Blick vom rechten Mottlauufer auf das alte Roggentor (Grünes Tor) und die Häuser an der Langen Brücke bis hinüber nach dem Rathause und der Marienkirche. Als Zeugnis für die früheste städtebauliche Auffassung Danzigs verdient es trotz seiner zeichnerischen Mängel volle Beachtung.

Waren die drei genannten, zum Teil noch recht unbeholfenen Zeichnungen Werke von einheimischen Künstlern, so zeigt der Prospekt Danzigs in der Sammlung der Städteansichten von Braun und Hogenberg aus dem Jahre 1573, wie weit jene spätere Zeit mit dem vielgestaltigen Bilde Danzigs fertig zu werden vermochte. Kräftig umrissene Wälle und ein viel zu breit gezeichneter Graben dienen als Rahmen für das Gewirr der binnenstädtischen Dächer und Turmspitzen. Die „dicke Marie“ steht beherrschend im Mittelpunkt, ohne daß ihr Gegensatz zum Rathhausturm, der viel zu niedrig und schwächlich wirkt, irgendwie in Erscheinung tritt. Auch die übrigen Kirchtürme ragen viel zu wenig aus der undurchsichtigen Masse der Häuserdächer hervor.

Um so bewunderungswürdiger ist der Fortschritt der Gesamtaufassung bei dem schon äußerlich recht anspruchsvollen Prospekt, der von einem unbekanntem Meister um 1593 angefertigt wurde. Der Versuch, ihn als ein Werk Anton Möllers zu erweisen, ist als verfehlt zu bezeichnen; dagegen hat er Agidius Dickmann bei seinem großen Stadtprospekt von 1617 als Vorlage gedient. Im Gegensatz zu den älteren Stadt-

ansichten hat der Künstler die Stadt von den Abhängen des Bischofsberges aus dargestellt. Die Wälle bilden zwar wiederum die machtvolle Einfassung der Innenstadt; aber ihre Häusermassen werden jetzt durch die emporragenden Kirchen sorgsam gegliedert. Die Altstadt mit dem Karmeliterkloster und St. Katharinen, die Neustadt mit dem Dominikanerkloster und St. Johann, die Rechtstadt mit St. Marien und dem Rathause und die Vorstadt mit dem Franziskanerkloster und St. Peter und Paul heben sich deutlich voneinander ab. Ein weiterer Vorzug dieses Prospekts ist die Staffelung einzelner Giebelgruppen durch geschickte Verteilung von Licht und Schatten. Auch ist das Stadtbild geschmackvoll in die Landschaft eingeordnet, wobei die Danziger Bucht als Abschluß des Blickfeldes besonders wirkungsvoll gewählt ist. Der Stich gibt somit den malerischen Eindruck der Stadt um 1600 getreulich wieder.

Um diese Zeit kam eine neue Auffassung des Stadtbildes zum Durchbruch. Nichts ist für sie bezeichnender als die Tatsache, daß Agidius Dickmann der Sammlung von Danziger Ansichten, die er ebenfalls 1617 herausgab, eine Darstellung der Stadt aus der Vogelschau beifügte. Die Stadt wurde als Ganzes gesehen, und zwar nicht nur flächenhaft im Aufriß, wie bei Braun und Hogenberg, oder in malerischen Gebäudegruppen, wie auf dem Prospekt aus der Zeit um 1593, sondern als organischer Körper, bei dessen Betrachtung Grundriß und Aufriß gleiche Würdigung verlangen können, und der deshalb am besten in Schrägsicht wiedergegeben wird. Die Einzelheiten treten hinter dem Gesamtbilde gänzlich zurück. Die Häuser sind als solche angedeutet, doch beherrschen die Straßensfluchten und Baublöcke als städtebauliche Einheiten durchaus den Gesamteindruck. Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Auffassung die Straßensbilder in jener Sammlung die führende Rolle spielen.

Es veranschaulicht die gleiche Einstellung zur Stadtbaukunst, wenn kurz zuvor, 1603, der Landmesser Friedrich Bernd

den Grundriß der Stadt mit seinem Straßennetz auf eine Karte der Danziger Niederung einträgt und zur selben Zeit der Maler Anton Möller auf einem Gemälde, das die biblische Szene vom Zinsgroschen darstellt, den Langen Markt und die Langgasse als lebensfrohes, farbiges Stadtbild erfaßte.

Auch in der Bauverwaltung kamen damals städtebauliche Gesichtspunkte zur Geltung. Die Danziger Willkür von 1597 gestattete zwar im Gegensatz zu früheren Verordnungen die Anlage von Beischlägen, doch deutete sie darauf hin, daß die „vielen ungewöhnlichen Ausgebäude, Scheuern, Fenster, Windluken, Taschen, Absseiten, Türen und Keller“, die bisher oft zu den Rinnsteinen vorgespungen waren, nicht nur die Feuersgefahr vermehrt, sondern auch der Stadt „zu merklicher Unzier“ gereicht hätten.

Für die Beurteilung der städtebaulichen Leistungen der Zeit um 1600 ist es aber auch erforderlich, die Zerstörungen und Veränderungen zu berücksichtigen, die das Stadtbild seitdem erfahren hat. Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wies die Stadt noch weit mehr wirkungsvolle Straßenabschlüsse auf, als es jetzt der Fall ist. Der Blick vom Holzmarkt auf die Rechtstadt stieß nicht auf die Lücken, die heute die Einführung der Breitgasse und der Heiligen-Geist-Gasse verursachen; denn beide Straßenzüge waren durch mächtige Torbauten verriegelt. Auch im Verlaufe der Melzergasse und der Ketterhagergasse boten das Fischertor und das Ketterhagertor dem Auge einen Ruhepunkt, gleich wie die Dämme durch das Haustor von dem Altstädtischen Graben abgetrennt wurden. Die Georgshalle flankierte neben dem bescheidenen Langgassertor würdig den Zugang zur Langgasse, während späterhin das neue pomphafte Tor von 1612 und heute vollends der benachbarte, ebenso anspruchsvolle wie geschmacklose Warenhausbau ihre Wirkung stark beeinträchtigen. Inmitten der grünen, langgestreckten Wälle wuchtete das Hohe Tor achtunggebietend hervor. Erst seine Freilegung und Umbauung mit mehrfach so hohen modernen Geschäftshäusern läßt es winzig

erscheinen. In gleicher Weise wird die Elisabethkirche durch ihre Nachbarschaft erdrückt.

Doch waren auch gewisse künstlerische Wirkungen, die später das Stadtbild zierten, damals noch nicht vorhanden. In den Stadtansichten von Braun und Hogenberg und von Diemann heben sich die Türme von St. Katharinen und St. Johann kaum voneinander ab. Erst die kunstvolle Bekrönung des Katharinenturmes im Jahre 1634 brachte ihn im Gesamtbilde der Stadt in einen anziehenden Gegensatz zu den schlichteren Formen des Gesellen, der seine alten Formen beibehalten hatte.

Im 17. Jahrhundert begann die Stadt die Gestalt anzunehmen, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren künstlerischen Eindruck bestimmt hat und noch heute das alte Danzig vielfach kennzeichnet. Die Straßen wurden zu gleichmäßig durchgebildeten Räumen umgeformt, in denen jedem Hause seine bestimmte, wohlüberlegte Stellung zukam. Der Fahrweg wurde durch die Vorbauten immer mehr eingeengt und dadurch leichter überschaubar. Die durchlaufenden Linien der Beischlagbrüstungen, der Gesimse und Frieße, welche die Stockwerke abteilten, und schließlich der Giebel hielten die Häuserreihen zusammen, während der farbige Anstrich ihrer Fassaden die Straßenwandungen belebte.

Wo sich Gelegenheit bot, wurden die Häuserblöcke architektonisch zusammengefaßt. Auf der Nordseite des Langen Marktes glaubt der Beschauer nicht mehrere einzelne Häuser, sondern eine einheitliche Straßenwand vor sich zu haben. Die Ausgestaltung der Seitenfassaden von Langgasse Nr. 45 an der Ecke der Maßklausen Gasse und von Langen Markt Nr. 38 an der Ecke der Kürschnergasse vermitteln geschickt den Übergang von einer Straßenwandung zur anderen. Was ein umsichtiger Städtebauer noch unter dürftigen Umständen zu leisten vermochte, wenn er nur Sinn für die Wirkung des einzelnen Hauses im Straßenbilde besaß, zeigt die Blockecke zwischen der Paradiesgasse und Böttchergasse.

Außergewöhnlich glücklich wurden die Größenverhältnisse der einzelnen Gebäude zueinander abgestimmt. Die Königliche Kapelle paßt sich in ihrer Höhe durchaus der Siebellage der benachbarten Häuser an. Der Stockturm steigt von der Langgasse aus gesehen über dem Langgasser Tor in gleichem Verhältnis auf, wie vom Heumarkt über das Hohe Tor hinweg. Die Marienkirche, vom Markt abgerückt, wirkt um so gewaltiger, weil das Auge am Artushofe und der hohen Fassade des Rathauses vorbei zu ihr hinüberschweifen muß. Der Blick durch die Malergasse und den Nonnenhof auf den Turm von St. Virgitten und die Ansicht der Katharinenkirche vom Katharinenkirchensteig können als Musterbeispiele dafür gelten, wie die Größenwirkung entfernterer Bauten durch die Blickführung durch enge Straßenschluchten gehoben wird. St. Marien erscheint bei einem Gange durch die Heilige-Geist-Gasse gerade deshalb unheimlich groß, weil die Kirche hinter der Front zahlreicher schmaler Häuser auftaucht. Die glatte, hohe Außenwand von St. Trinitatis steht in kraftvollem Gegensatz zu den gegenüberliegenden niedrigen Kirchenhäusern.

Wie im Laufe des 17. Jahrhunderts das Stadtbild an künstlerischem Wert gewann, zeigt ein Vergleich der Prospekte Dickmanns von 1617 mit den Straßenbildern Peter Willers in der Chronik von Reinhold Curicke, die 1687 herausgegeben wurde. Die Mannigfaltigkeit der Hausformen und die Unklarheiten der Straßenführung waren im Laufe eines halben Jahrhunderts fast ausgeglichen. Anfangs zogen sich an der Mottlau zwischen Ruhtor und Grünem Tor ungleich hohe Häuser hin, die teils aus Fachwerk, teils aus Backstein errichtet waren. In der Langgasse standen niedrige, wagerechte gotische Giebel neben den höheren und spitz sich aufstürmenden Giebeln der Renaissance. Auch waren die Beischläge noch unvollkommen ausgebildet; an Stelle der Brüstungen waren vielfach nur doppelte Wangelsteine vorhanden. Späterhin war die Ausbildung der geschlossenen Straßen- und Platzwandungen zu Ende geführt.

Weit mehr noch gewähren die 50 Tafeln in den großen Kupferstichmappen, die Matthäus Deisch zum Theil nach Vorlagen von Friedrich Lohrmann 1765 veröffentlichte, einen Einblick in den künstlerischen Aufbau der Stadt, wenn auch die ausgesprochen malerische Beanlagung des Zeichners ihn vornehmlich zur Wiedergabe von Teilausschnitten aus dem Stadtbilde veranlaßte. Trotzdem hat er sich die heute noch wirksamen Ausblicke auf das Wechselspiel der Thürme nicht entgehen lassen, so den Blick vom Heumarkt auf den Stockturm, den Pfarrturm und den Rathhausturm oder die Aussicht vom Pockenhaus auf das Jakobstor mit St. Bartholomäi und St. Jakob im Hintergrunde. Die zierlichen Giebel des Zeughauses, die auf Fernansicht berechnet waren, ließ er gerne über die vorgelagerten Wälle hinübergucken.

Am Ende des 18. Jahrhunderts war das Gepräge, das Barock und Rokoko dem Stadtbilde aufzudrücken vermochten, vollendet. Die wenigen Neuerungen, welche die Jahrhundertwende brachte, und bei dem damaligen allgemeinen Zustande des Bauwesens bringen konnte, waren nicht geeignet, sein Aussehen irgendwie zu beeinflussen. Die Stadt hat zwischen 1770 und 1830 ihr Antlitz nur unwesentlich verändert. Umgeschlossenen von ihren Wällen, die einst schon Gustav Adolf standgehalten hatten, überdauerte sie trotz der schweren Wunden, die ihr geschlagen wurden, das Zeitalter der Napoleonischen Kriege, das zwar dieses und jenes zu zerstören, aber nichts grundsätzlich Neues in städtebaulicher Hinsicht zu leisten vermochte. Das 19. Jahrhundert hat diesen Verwüstungen unablässig weitere hinzugefügt. Sie haben das Gewand, das die alte Weichselstadt köstlich umkleidete, immer stärker zerfetzt. Wer die Geschichte übersieht, kann sich heute nur wundern, wieviel Schönheit noch vorhanden ist. Das Erbe der Väter war schier unerschöpflich. Als die Zeit kam, wurde es gehegt und gepflegt. Von einer lebendigen Stadtbaukunst, von neuem Schöpferwillen und frischer Schaffenskraft war dagegen nichts mehr zu spüren.

Erst die jüngste Gegenwart, die Stadtverwaltung, Bauämter und Architekten zwang, sich auf eine ausgreifende Erweiterung der Stadt einzustellen, hat städtebaulichen Gesichtspunkten wieder in größerem Umfange zum Durchbruch verholfen. Gilt es doch nicht nur neue Siedlungen zu schaffen, wie sie auf den Anhöhen vor Danzig und auf den Feldern zwischen Langfuhr, Oliva und Brösen im Entstehen begriffen sind, sondern auch die innere Stadt den Bedürfnissen des modernen Wirtschaftslebens anzupassen. Eine der glücklichsten und fruchtbarsten Erkenntnis, die diesen Arbeiten zugrunde gelegt werden konnte, war die Einsicht, daß das Alte zu jenem Zwecke nicht zerstört zu werden braucht, sondern im Gegenteil gerade häufig wiederhergestellt werden kann. Der Umbau der Häuser Langer Markt Nr. 12—13 für die Zwecke der Dresdener Bank, des Ferberhauses in der Langgasse (Nr. 28) und des Steffenshauses auf dem Langen Markt (Nr. 41) bieten Beispiele für eine gesunde Verbindung wirtschaftlicher und künstlerischer Gesichtspunkte. Bei zahlreichen anderen Häusern ist in den letzten Jahren nach dem Kriege dieses Vorbild durch Wiederherstellung ihrer alten Giebel und durch farbigen Anstrich ihrer Fassaden befolgt worden. Es bedeutete einen der schönsten Erfolge der Denkmalpflege, wenn aus dem unansehnlichen Haus der Rämmereikasse neben dem Rathaus (Langgasse Nr. 47) die alte gotische Fassade wieder schmuckhaft herausgeschält werden konnte. Das alte Danzig ersteht in zeitgemäßen Formen zu neuem Leben.

Erläuterungen zum Stadtplan

1 Heilige-Leichnam-Hospital. 2 Jakobstor. 3 St. Bartholomäi. 4 St. Elisabeth. 5 Karmeliterkloster. 6 Altstädtisches Rathhaus. 7 Große Mühle. 8 St. Katharinen. 9 St. Birgitten. 10 Rick in de Röck. 11 St. Nikolai, Dominikanerkloster. 12 Heilige-Geist-Hospital. 13 St. Johann. 14 Fischthurm. 15 Häkertor. 16 Johannistor. 17 Krantor. 18 Heilige-Geist-Thor. 19 Frauentor. 20 Brothänkentor. 21 Grünes Thor. 22 Ruhtor. 23 Ankerschmiedethurm. 24 St. Marien. 25 Rechtstädtisches Rathhaus. 26 Artushof. 27 Glockentor. 28 Stadttheater. 29 Großes Zeughaus. 30 Strohhthurm. 31 Stockthurm. 32 Hohes Thor. 33 Langgasser Thor. 34 Georgshalle. 35 Büttelhof. 36 Stadthof. 37 Schusterhof. 38 Pomuchelgang. 39 St. Trinitatis, Franziskanerkloster. 40 St. Peter und Paul. 41 St. Salvator. 42 St. Gertrudenhospital. 43 Legetor. 44 Steinschleuse. 45 St. Barbara. 46 Langgarter Thor. 47 Werdertor. 48 Milchthenturm. 49 Rüttelhof.

Register

I. Personenverzeichnis

Bart, Wilhelm 128
Blocke, Abraham von dem 129
Blocke, Jakob von dem 130
Blocke, Isaak von dem 128
Blocke, Wilhelm von dem 129
Brand, Hans 111
Daniels, Dirk 127
Deisch, Matthäus 156
Dickmann, Agidius 101, 131, 151
Entfinger, Michael 91
Freitag, Rudolf 141
Hegel, Heinrich 111
Hörl, Simon 128
König, Ludolf, Hochmeister 82, 93
Kramer, Hans 129
Lohrmann, Friedrich 156
Meistwin II., Herzog 31, 37, 118
Obbergen, Antony von 130, 132
Przemislaw, Herzog 57
Ranisch, Barthel 135
Sambor 52
Schulz, Johann Karl 141
Siegfried von Feuchtwangen,
Hochmeister 59
Strakoffsky, Hans 125
Swantopolk, Herzog 21, 37, 54,
117
Sweder, Klaus 110
Ungeradin, Heinrich 95, 110
Vredemann de Vries, Johann 128
Willer, Peter 155
Winrich von Rinprode, Hoch-
meister 82

II. Länder- und Orts- verzeichnis

Altshottland 135
Antwerpen 129
Bamberg 150
Böhmen 38, 41
Brandenburg 37 f.
Braunsberg 96
Bremen 122
Brösen 144
Brügge 23, 24, 95
Bürgerwiesen 49
Dänemark 19, 39, 41, 44
Danziger Haupt 43
Dirschau 17, 43
Drausenfee 16, 19
Elbing 16, 17, 22, 31, 96
Emaus 144
England 24—27, 44, 47
Ferse 17
Frankreich 25, 45 f.
Graudenz 113
Hamburg 122
Hela 18
Italien 123, 129
Karthaus 17, 30
Kolbak 102
Königsberg 16
Konstantinopel 26
Krampitz 49
Kulm 34
Langfuhr 51, 83, 136
Lauenburg 17
Liebschau 43

Litauen 12, 25
 Lübeck 20, 22, 23, 93, 122, 150
 Lüneburg 25
 Magdeburg 34
 Marienburg 16, 17
 Mewe 17, 19
 Neuendorf 49
 Neufahrwasser 144
 Niederlande 24—27, 32, 33, 44,
 108, 127
 Rogat 16
 Nürnberg 150
 Ohra 64
 Oliva 17, 30, 51, 53 f., 67, 102 f.,
 137
 Pöplin 30
 Polen 7, 12, 16, 19 f., 25 f., 29,
 30, 32, 34, 36—42, 44 f.,
 126
 Pommerellen 14, 16, 22, 29, 33,
 36
 Portugal 25
 Potsdam 100
 Praust 17, 43
 Preußen 47
 Puzig 43
 Riga 96
 Rußland 23, 26, 28, 43, 47
 Ruttke 83
 Schellmühl 51, 83
 Schidliß 50, 52, 63 f.
 Schweden 24, 25, 27, 29, 39, 43,
 44, 117, 134
 Spanien 24, 25
 Stargard 30
 Stolzenberg 63 f.
 Stralsund 96
 Thorn 22, 29, 31, 96
 Walddorf 49
 Weichsel 8, 16, 18, 21, 26, 28, 29,
 33, 43, 48 f., 77
 Weichselmünde 48
 Wismar 122
 Zarnowiß 30
 Zigaretenberg 83
 Zoppot 17
 Zuckau 17, 30

III. Danzig

Altes Schloß, s. Burg
 Artushof 95 f., 127, 129
 Aschbrücke 61
 Befestigungen 57, 89—93, 122 f.,
 135, 139
 Beischläge 133, 142, 153, 155
 Berjine 50, 66
 Bischofsberg 50, 55, 63—65, 135,
 139
 Brausendes Wasser 71 f.
 Burg 60, 70—73, 93
 Bürgerhäuser 98—101, 130—134,
 136—138, 141—143, 149,
 151
 Breitgasse Nr. 75. 101
 Brotbänkengasse Nr. 1, 11, 23.
 132
 Brotbänkengasse Nr. 12 (Eng-
 lisches Haus). 132
 Brotbänkengasse Nr. 14. 100
 Brotbänkengasse Nr. 16. 129
 Brotbänkengasse Nr. 25. 138
 1. Damm Nr. 20. 137
 Elisabethkirchengasse Nr. 3. 132
 Frauengasse Nr. 1. 100
 Frauengasse Nr. 3, 26. 132
 Frauengasse Nr. 12. 101
 Frauengasse Nr. 24. 101
 Heilige-Geist-Gasse Nr. 12. 137
 Heilige-Geist-Gasse Nr. 79, 82.
 132
 Heilige-Geist-Gasse Nr. 80. 136
 Heilige-Geist-Gasse Nr. 83. 138
 Hundegasse Nr. 11, 12, 55. 132
 Jopengasse Nr. 1. 132
 Jopengasse Nr. 46. 131
 Kl. Hofenähergasse Nr. 9—10,
 11. 101
 Kl. Mühlengasse Nr. 11. 100
 Langer Markt Nr. 12—13. 157
 Langer Markt Nr. 20. 136
 Langer Markt Nr. 38. 154
 Langer Markt Nr. 41. 132, 157
 Langgarten Nr. 74, 88. 137
 Langgasse Nr. 12 (Uphagen-
 haus). 137

- Langgasse Nr. 28. 131, 157
 Langgasse Nr. 35. 129, 132
 Langgasse Nr. 37. 131
 Langgasse Nr. 45. 132, 154
 Langgasse Nr. 47. 157
 Malergasse Nr. 1. 138
 Pfarrhof Nr. 7. 100 f.
 Pfefferstadt Nr. 25, 27, 47. 132
 Röpergasse Nr. 23. 101
 Schäferei Nr. 3. 137
 Vorstädtischer Graben Nr. 9.
 127
 Dominikanerkloster, s. St. Nikolai
 Eimermacherhof 138
 Elisabethronde 123
 Flachswage 67
 Fleischbänke 62
 Fleischermiesen 49
 Franziskanerkloster, s. St. Trinitatis
 Generalkommando 142
 Georgshalle 97, 101
 Gorka 63—65
 Hagelsberg 50, 52, 63 f., 66, 83,
 135, 139, 140
 Hauptbahnhof 142
 Hauptpost 142
 Hochschule, Technische 142
 Holm 135, 139
 Hospitäler, s. Kirchen
 Kalkschanze 135
 Kanzelhäuser 138
 Karmeliterkloster, s. St. Joseph
 Kaufhaus 93
 Kirchen und Hospitäler
 Allergottesengelfirche 84 ff.,
 101, 139
 Annenkirche 121
 Antoniuskirche 144
 Barbarakirche 70, 101
 Bartholomäikirche 82, 84 f.,
 101, 115—117
 Birgittenkirche 101, 117, 141,
 155
 Christuskirche 144
 Elisabethkirche 79, 101, 127,
 154
 Englische Kapelle 136
 Franziskuskirche 144
 Georgenhospital 79 f., 85, 101.
 Gertrudenhospital 62, 65 f., 76,
 101
 Heilandskirche 144
 Heilig-Geist-Hospital 56, 60, 91,
 101
 Heilige-Leichnams-Hospital 79,
 101, 116
 Herz-Jesu-Kirche 144
 Himmelfahrtkirche 144
 Jakobshospital 81, 84, 101
 Johanniskirche 60 f., 67, 101,
 111—115, 154
 Josephkirche 84 f., 86, 101
 Katharinenkirche 52, 54, 76,
 79 f., 101—107, 111, 114,
 130, 149, 155
 Königliche Kapelle 101, 135,
 155
 Lutherkirche 144
 Marienkirche 56, 67, 95, 101,
 106—115, 133, 135, 141, 143,
 148 f., 151, 155
 Nikolaitirche 50, 54, 56, 59 f.,
 91, 101, 117, 119, 139, 141
 Peter- und Paulkirche 62, 101,
 113—115
 Rochushospital 84
 Salvatorkirche 101, 135
 Trinitatiskirche 62, 101, 117 bis
 122, 126, 141 f., 155
 Klöster, s. Kirchen
 Kloster der Barmherzigen Brüder
 64
 Kneiphof 62
 Kolonnaden 138, 141
 Kuhbrücke 67
 Küttelhof 66
 Land- und Amtsgericht 142
 Landeshaus 142
 Landesversicherungsanstalt 142
 Lange Brücke 141
 Lohmühle 77
 Markthalle 91
 Mottlau 31, 48—51, 68
 Mühle, Große 77, 97
 Mühlgraben 77

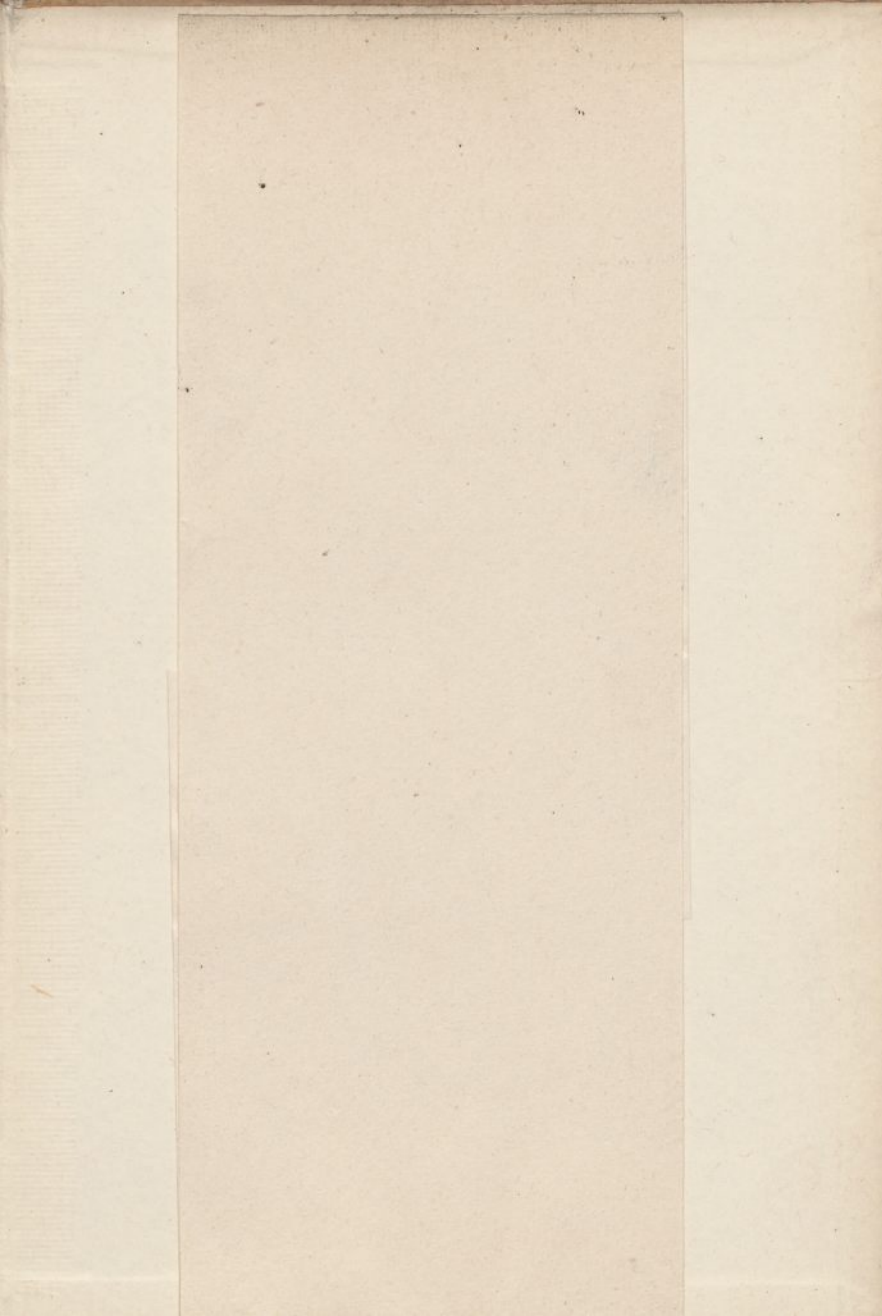
- Neue Mottlau 50, 68, 125, 125
 Nobiskrug 64
 Oberpostdirektion 142
 Peinkammer 130
 Petrischule 142
 Pockenhaus 84, 130
 Polizeipräsidium 142
 Quartiere 58
 Radaune 17, 63, 75 ff., 80, 93, 97,
 116
 Rathhäuser
 Rathaus der Altstadt 79, 130
 Rathaus der Rechtstadt 94 f.,
 110, 127, 136, 151
 Reichsbank 142
 Reiferscheunen 69
 Rennerstift 137
 Schichauwerft 83
 Schidlitzbach 77
 Schneidemühle 77
 Schusterhof 62
 Schwarze Lake 49
 Schwarzer Krug 78
 Schwarzes Meer 65
 Silberberg 51
 Speicher(insel) 49, 58, 66—69, 93,
 101, 139
 Stadtbücherei 142
 Stadthof 90 f.
 Städtisches Krankenhaus 142 f.
 Stadtlazarett 136
 Stadtteile
 Altstadt 76—82, 92, 122, 150
 Hafelwerk 31, 50, 59, 74—76,
 80, 82
 Jungstadt 81—86, 117, 147
 Langgarten 49, 69 f., 141
 Neustadt 17, 59—61, 82 f., 88,
 90 f., 98, 146
 Niederstadt 48, 49, 124—126,
 141, 146
 Rechtstadt 53—58, 77, 84—89
 Vorstadt 61 f., 92, 122, 146
 Stadttheater 138
 Steinschleuse 123
 Straßen
 Aldebargasse 67
 Allee 136, 139
 Almodengasse 125
 Altes Roß 50, 57
 Altstädtischer Graben 59 71 f.,
 80, 90, 130, 141
 Am Berge 64
 Am Stein 74
 An der Schneidemühle 72, 75
 Anterschiedegasse 58
 Bäcker-gasse, Große 74
 Bäcker-gasse, Kleine 75
 Berholdische Gasse 86
 Brandgasse 49, 67
 Breitgasse 59, 141
 Brocklofengasse 50, 57, 86
 Brotbänkengasse 56 f.
 Burggasse, f. Altstädtischer Gra-
 ben
 Burggrafenstraße 75, 80
 Burgstraße 71, 73
 Büttelgasse 60, 90
 Büttelhof 56
 Dämme 59, 91
 Dielengasse 61
 Dienergasse 61, 90
 Drehergasse 60, 90
 Eimermachergraben 72
 Eimermacherhof 74
 Elisabethkirch-gasse 78, 80, 85
 Englischer Damm 69 f.
 Faulengasse 133
 Faulgraben 50
 Fischmarkt 50, 60, 72, 90 f.
 Fleischergasse 61, 119, 139
 Frauengasse 57
 Gartengasse 125
 Georgengasse 78, 80
 Gerbergasse 57
 Gerbergasse, Kleine 90
 Gertrudengasse 62
 Goldschmiedegasse 88
 Grabengasse 125
 Grenadiergasse 63
 Große Gasse 74
 Gruttenhagen 62
 Häkergasse 59
 Heilige-Geist-Gasse 56—59, 88,
 90
 Heumarkt 65

Hinter Adlers Brauhaus 75
Hintergasse 61, 90
Holzgasse 62
Holzmarkt 50, 66, 76, 80 f., 90,
93, 153
Holzraum 81, 83
Hopfengasse 66 f., 139
Hosennäbergasse 58, 88
Hundegasse 56—58, 90
Johannissgasse 59, 111
Jopengasse 55, 88, 148
Judengasse 67
Jungferngasse 75
Jungstädtsche Gasse 83
Junker-gasse 141
Kalkgasse 124
Katergasse 62
Karpfensteigen 71 ff.
Kaschubischer Markt 78, 80
Katharinenkirchensteig 75
Ketterhagergasse 86
Kiebitzgasse 67
Kneipab 69
Knüppelgasse 71, 73
Koblungasse 60, 88
Kohlenmarkt 90, 141
Korkenmachergasse 88
Krämergasse, Große, 56, 58, 94
Krämergasse, Kleine 88
Krebsmarkt 66
Kuhgasse 57, 86
Kürschnergasse 86, 88
Langer Markt 54, 55, 83, 101
Langgasse 55, 56, 88, 91, 94,
101
Langgarten 69 f., 124
Lastadie 61, 62, 113
Laternengasse 90
Leitergasse 67
Malergasse 80
Mattenbuden 50, 69, 125
Maßkaufse Gasse 56, 58, 86
Mauergang 90
Melzergasse 86
Milchkannengasse 67
Mühlengasse 77, 80
Münchengasse 67
Nätlergasse 80

Neues Roß 57
Neugarten 50, 51, 66 f.
Neunaugengasse 60 f., 111
Ochfengasse 80
Ölmühlengasse, Große 75 f.
Pantewall 70
Paradiesgasse 149, 154
Petershagen 66, 77
Peterjiliengasse 60 f., 90
Pfeffergasse 57
Pfefferstadt 78, 80, 82, 92, 116
Plappergasse 75
Poggenpfohl 50, 61 f., 113
Pomuchelgang 62
Portchaisengasse 56
Postgasse 56, 86
Priestergasse 60
Pumpengang 61
Rähm 71, 73
Rambau 52, 74, 76, 93
Reitbahn 90
Reitergasse 125
Rittergasse 71, 73
Röpergasse 58
Rosengasse 60
Rosental 65
Sandgrube 62, 64—66, 77
Schäfererei 50, 73
Scharmachergasse 57, 90
Scheibenrittergasse 60
Schichaugasse 83
Schild 72 f.
Schilfgasse 125
Schinkelgasse 66
Schleifengasse 67
Schleufengasse 125
Schloßgasse 72, 75
Schmiedegasse 77 f., 80
Schnüffelmarkt 97
Schottischer Damm 70
Schulzengasse 80
Schüsselbamm 80, 82, 92, 116
Schwalbengasse 125
Schwarzes Meer 64
Schweinewiesen 49, 70, 124
Seifengasse 58, 86
Seigen 74
Silberhütte 66, 93

Spendhausneugasse 74
Sperlingsgasse 125
Steindamm 125
Stüßengasse 49, 67
Tagnetergasse 60
Thornsche Gasse 61
Tischlergasse 76
Tobiasgasse 59, 60, 91
Töpfergasse 78
Vorstädtischer Graben 61 f., 90
Wallplatz 62, 92
Weidengasse 125, 141
Weißmönchenhintergasse 80
Weißmönchen-Kirchengasse 80
Wellengang 65
Wiebenwall 92
Wollwebergasse 57, 90

Hohes Tor 91, 123, 129, 140,
153
Jakobstor 81, 92, 124
Johannistor 91
Karrertor 92, 123
Ketterhagertor 91 f., 140
Koggentor, s. a. Grünes Tor 91,
151
Krantor 91, 97
Kuhrtor 91
Langgartner Tor 123
Langgasser-Tor 129, 153
Legetor 123
Neugartener Tor 140
Olivaertor 140
Petershagener Tor 140
Werdertor 69





A. H. Elisabeths Thor. D. Weiße Mühle. G. Die große Allee. H. Heil. thor. N. Schwanen Kirchen. O. S. Johannes. P. K. Altes Hof. Y. H. Barbara Hofbild. 7. Der Heide Berg. Q. Weind. St. Z. Mangarten Vorst. und Seidenberg.
 B. S. Elzbieths Hofbild. E. S. Bartholomaeus. H. S. Catharina. I. Zeughaus. O. Tanne Schützen. R. S. Maria. V. R. des Logement. Z. Obstaten vor H. Ursulabild. 8. Weind. St. P. S. Gerhard Vorst. 7. Büchsenberg.
 C. S. Lukae thor. F. Alt Städt. Rathaus. I. Graue Neuen Closter. M. Geysserthor. P. H. Groß Hofbild. J. Tanne der Rathaus. X. H. Pöygen Haus. 4. S. Petrus. 8. Mühlen St. 8. in Ofen.

Danzig. Nach Merian 1641.

O S T S E E



KÖNIGSBERG

Lauenburg

Putzig

Hela

Pillau

Danziger Bucht.

DANZIG

Frisches Haff

Braunsberg

Karthaus

Turm Berg

Dirschau

Elbing

Passarge u. E. N.

Schöneck

Tiegenhof

Neuteich

Pr. Stargard

Noack

Stuhm

Marienburg

Konitz

Mewe

Liebe Piesenburg

Allenstein

Marienwerder

Dt. Eylau

Schwarzsee

Weichsel

Ossa

Graudenz

Schwetz

Culm

o Culmsee

O S T S E E

P O M M E R N

1286 5

~~17/7~~ 32/8

